

Propaganda und Ideologie der Schriftlichkeit in Deutschschweizer Volkskalendern

Autor(en): **Messerli, Alfred**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires**

Band (Jahr): **88 (1992)**

Heft 3-4

PDF erstellt am: **16.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-117808>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Propaganda und Ideologie der Schriftlichkeit in Deutschschweizer Volkskalendern*

Von *Alfred Messerli*

Die Schule war und ist ohne Zweifel ein mächtiger Beförderer des Alphabetisierungsprozesses. Lesen und Schreiben sind aber nicht nur Kulturtechniken, die von den nachwachsenden Generationen erlernt und eingeübt werden mussten, sie waren auch ein öffentlicher Gesprächsgegenstand. In diesen Diskussionen ging es nicht um ein grundsätzliches Für und Wider die Schriftlichkeit, sondern um die vielfältigen Fragen ihres Geltungsbereiches und der Anwendungsmöglichkeiten im Alltag. Nach Harold Adams Innis haben Veränderungen der Kommunikationstechnologie stets eine dreifache Wirkung: sie verändern die Struktur der Interessen («the things thought about»), den Charakter der Symbole («the things thought with») und das Wesen der Gemeinschaft («the area in which thoughts develop») (Postman 1982, 23). In diesem Aufsatz soll den Veränderungen durch die Schrift und ihre massenhafte Durchsetzung im 18. und 19. Jahrhundert nachgegangen werden, nicht anhand «harter Fakten» und «zählbarer Objekte» (Chartier 1990, 31), sondern anhand des populären Diskurses, wie er in den Deutschschweizer Volkskalendern fassbar wird. Dass die Welt der primären Kulturvermittlung durch «Alphabetisierung und Literarisierung beträchtliche Veränderungen in der sozialen Organisation und kulturalen Transmission» (Schenda 1981, 156) erfuhr, ist Ausgangspunkt der hier vorgetragenen Überlegungen. Das Interesse gilt der (beschränkten) Wahrnehmung und Thematisierung dieser Veränderungen in den populären Lesestoffen selber. Die Texte beziehen sich, als Exempelgeschichten, als Schwänke, Anekdoten oder einfach als Informationen auf einen Vorgang, dessen Verlauf damals nur zum Teil abzusehen war. Wenn der Prozess aus unserer heutigen Optik sich in zwanghafter Finalität zu entwickeln scheint (auch der Alphabetisierungsprozess wird beständig auf sein Ende hin erzählt), soll hier der Versuch unternommen werden, diesen populären Diskurs über die für die unteren sozialen Klassen neuen Kulturtechniken Schreiben und Lesen als wichtiges Datum des Alphabetisierungsprozesses, als wichtigen Einsatz, die Schriftnorm durchzusetzen, ernstzunehmen.

* Überarbeitete Fassung des Vortrages, den der Autor anlässlich des von Hans-Jürgen Lüsebrink (Universität Passau) und Roger Chartier (EHESS, Paris) organisierten Kolloquiums «Imprimés de large circulation et littératures de colportages dans l'Europe des XVI^e-XIX^e siècles (Wolfenbüttel, 21.-24. April 1991) hielt.

Ob und in welcher Form das Kommunikationsmedium (Buch) Druck und Schrift und die damit verbundenen Techniken Lesen und Schreiben sich in populären Lesestoffen selbst zum Gegenstand machen, und welche Bedeutung dieser Selbstthematisierung für den Prozess der massenhaften Alphabetisierung zukommt, soll anhand eines umfangreichen Textkorpus deutschschweizerischer Kalender aus dem Zeitraum von 1750 bis 1890 untersucht werden. Von den achtundzwanzig Kalendern haben siebzehn acht grössere Städte (Basel [2], Bern [2], Luzern, Schaffhausen [5], Solothurn, St. Gallen, Winterthur [2], Zürich [3] und elf Kalender haben acht kleinere Ortschaften (Baden, Bremgarten [2], Chur [2], Frauenfeld, Lichtensteig, Trogen, Vevey, Zug [2]) als Verlags- und Druckort.¹ Kalender bieten sich dafür um so mehr an, als sie neben Bibel, Kirchengesangbuch und Gebetbuch die einzigen Lesestoffe waren, die man vor 1830 gewöhnlich in einem Hause auf dem Lande finden konnte: «Zur Unterhaltung diene der Kalender des laufenden Jahres, und zwar hielt man gerne den Appenzeller Kalender; doch gab es auch Hausväter, die drei bis vier verschiedene Kalender anschafften und sorgfältig aufbewahrten. Andere Unterhaltungsbücher gab es fast nicht.» (Thalmann 1905, 66) So nennt etwa eine weitläufige Aufzählung der gewöhnlichen Gerätschaften einer Sennhütte im Kanton Glarus am Schluss «einen Calender (eine *Brattick*) und bisweilen ein *Andachtsbuch* und eine *Bibel*» (Steinmüller 1802, 132). Aber nicht nur in abgelegenen Gegenden nahm der Kalender neben Bibel, Brevier und Gebetbuch «die erste und einzige Stelle» in der Bibliothek des Landmannes ein, sondern, «wie ein zuverlässiger Stadtdelegirter bei der letzten Volkszählung aus eigener Anschauung berichtet, in vielen Haushaltungen von Bauers- und Handwerksleuten in der nächsten Umgebung und sogar im Schooße der erleuchteten rhätischen Residenz [Chur, Kt. Graubünden]» (Bott 1863, 43).²

Kalender waren lange Zeit auch Schullektüre. Für die Zeit des Ancien régime und der ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts belegen Visitationsberichte, Schulenquäten und Lebenserinnerungen ihre grosse Verbreitung als didaktische Hilfsmittel. In einem Schulbericht aus dem Jahre 1799 heisst es, die Auswahl der Schulbücher mache dem Schulmeister von Lauwil (Kt. Baselland) wenig Kopfzerbrechen. Kalender, Bänkelsängerlieder, Obligationen, Handschriften, uralte Betbücher – alles sei ihm willkommen, «wenns nur schwarz auf weiß gekleckset» sei. Die Kinder selbst läsen ihre Lektionen frommässig, «in einem ganz eigenen und unerträglichen Tone her; sie beten die Schwänke des lustigen Schweizers und Bernerkalenders mit der gleichen Andacht und mit gefalteten Händen her, wie die Bibel und andere Erbauungsbücher»

(Hess 1896, 246).³ Die 1750 geborene Obertoggenburgerin Barbara Kaufmann erinnert sich, wie sie vierjährig zum ersten Mal die Dorfschule des Lehrers Elias Forrer besuchte: «In der dichtvollgepfropften niedern Schulstube saß Babeli geduldig auf dem Ofenbäncklein, und während die andern Kinder so laut als möglich in ihren mitgebrachten Gesangsbüchern, Kalendern, Briefen und andern G'schriften «lernten», sagte Babeli mit unermüdlichem Eifer seine drei Fräglein her.» (Kaufmann 1851, 152) In Speicher, Kanton Appenzell Ausserrhoden, schrieb die älteste Gemeindeschulordnung von 1788 als Lesestoff vor: «das Namenbüchlein, Fragstücklein, der Katechismus, das Gebetbüchlein, dann der Kalender, Zeitungen, Briefe und das Neue Testament.» (Tanner 1853, 511) Der spätere Pfarrer Matthias Bänziger (1788–1832) aus Trogen erzählt in seiner Jugendgeschichte von einer Menge geschriebener Handelsbriefe, welche die besten Schüler zu enträtseln hatten: «[...] um dieses zu lernen, mußten die Schüler außer ihrer Fibel (dem sogenannten Namenbüchlein) einen Kalender haben. Auch hatte der Lehrer eine Menge Zeitungen in Bereitschaft, in denen die Kinder, versteht sich, die größern, nach eigener Vorbereitung einzeln vor ihm lesen mußten.» (Tobler 1832, 167) Die Mutter gebe dem Kinde einen ausgeloffnen Kalender mit, schrieb der Schulmeister von Allenwinden (Kt. Zug) auf eine entsprechende Anfrage der Erziehungsbehörde (Baumgartner 1896, 8). Und von der Schule in Hünenberg (Kt. Zug) ist die gleiche bunte Liste an Lesestoffen überliefert: «Namenbüchli, Praktik, Kanisi [Katechismus von P. Canisius (1521–1597) S.J.], Briefe, geistliche Bücher, Vorschriften verschiedener Alphabete, Schulbücher seien keine bestimmt; [...].» (Baumgartner 1896, 8) Die Gründe dafür sind sowohl didaktischer als auch ökonomischer und politischer Natur. Jeder Schüler hat die ihm aufgebene *Lezge* (Lektion) für sich zu lernen, um sich dann vom Schulmeister «überhören» zu lassen. Dieser massenhafte «Einzelunterricht», wo der Schulmeister sich nur mit jeweils einem Schüler, selten oder nie mit der ganzen Klasse beschäftigte, liess den Mangel einer einheitlichen Klassenlektüre viel weniger spürbar werden. Der fehlenden Bereitschaft vieler Eltern zu einer grösseren finanziellen Aufwendung für Schulbücher (was als Mangel einer geeigneten Schullektüre fassbar wird) entsprach wiederum ihrem Recht, über die Schulgegenstände wie Schulbücher oder über die Wahl des Schulmeisters zu bestimmen. Man orientierte sich nicht an einer den Kindern angemessenen Lektüre, sondern an dem, was vorhanden war. Wozu neue Bücher kaufen, «so lange die alten nicht aufgebraucht» waren? (Senn 1888, 23) «Aufgebraucht» ist hier ganz konkret zu verstehen. Mit Verwunderung bemerkte der deutsche Reisende Karl August

Zeller in den Händen der Kinder einer Appenzeller Dorfschule «Zeitungsbblätter, Fragmente aus alten Kalendern, Bücher ohne Anfang und Ende, [...] und eine Menge alter Bücher, die sich eher zu Fidibus, als zu Schulbüchern geeignet hätten» (Zeller 1807, 162). An brauchbaren Schulbüchern fehlte es allenthalben, «und weil es jedem Vater freistand, seinem Kinde als Schulbuch mit zu geben, was er für gut, und etwa gerade zu Hause vorfand, so bediente man sich gewöhnlich des Trogener-Namenbüchleins, des Appenzeller-Kalenders, und alter Zeitungsbblätter; zum Auswendiglernen der Zürcher kleinen Fragstücklein und für die Größern, des Neuen Testaments» (Franz 1828, 28). Ein gleiches Bild boten noch viele Gemeinden im Kanton Graubünden: «Besonders im obern Bunde, am Heinzenberg, im Schanfigg und Engadin mangelte es an zweckmässigen Schulbüchern. An vielen Orten <wollen die Eltern über diesen Zweig zu befehlen haben>. Daher brachten die Kinder, was sie auftreiben konnten, ausser dem Gabriel'schen Katechismus und etwa einer Bibel, den buntesten Lesestoff, als Kalender, Zeitungen, Habermännle, Seelentempel und Seelenapotheke, auch alte, für den Hausgebrauch nicht mehr taugliche Gebetbücher; [...]» (Zustand 1838, 21). Die Schule war in den meisten Fällen Angelegenheit der Gemeinde, und erst im Laufe des beginnenden 19. Jahrhunderts erwuchs ihr in den kantonalen Erziehungsbehörden eine übergeordnete Autorität, die dieses Hoheitsrecht allmählich in Frage zu stellen vermochte. Eine der Folgen dieses Prozesses waren einheitliche und den Schülern angemessene Lesetexte.

Als ein eigentlicher Gebrauchsgegenstand, ohne den, «wie man zu sagen pflegte, wir <nicht leben können>» (Spörry 1924, 32), wurde sein Besitz im Alltag für unverzichtbar gehalten. Auch bei seinen Kritikern ist das Bild des Kalenders als einer literarischen Gross- und Hauptmacht allgemein. Dem Geist der Bauern sei nur durch «zween Wege bey[zu]kommen, durch die Kalender und die Pfarrer» (Zimmermann 1767, 269). Der Landmann blättere «bey müßigen stunden eher seinen kalender» durch, als dass er ein nützliches Buch lese (Böning 1983, 165). Und nach Johann Heinrich Rahn muss der Kalender recht eigentlich «als ein Volksbuch betrachtet werden» (Geiser 1890, 198).⁴ Der Topos seiner Allmacht wird im Kalender selber Jahr für Jahr kolportiert. Es sei unstreitig, «dass ein so nöhtiges Buch[,] ein Buch [,] welches so gemein und in so vielen Leühten Händen ist, welches von so vielen tausenden gelesen wird wie unser appenzeller Calender», von sehr grossem Nutzen sein könne (Appenzeller Calender 1767). Er sei eine «Schrift, die in jedermanns Hände kommt» (Christliches Jahrbuch 1790). Und einem

Bauern werden in einem Gespräch in einer Schenke folgende Worte in den Mund gelegt: «Das Nothwendigste [...] ist ein Kalender, und der ist bei dem sehr geringen Aufschlag gegen anderm gewiß das Wohlfeilste, den[n] der lüderlichste Lumpenhund wird sichs nicht nachreden lassen, dass er in einem ganzen geschlagenen Jahr nicht auch ein oder zwei Bazen, für ein Ding auf die Seite legen könne, das den Weibern so gute Dienst leistet und die Männer nicht entbehren können, [...]» (Der lustige Schweizer 1795)

Die äussere Form des Kalenders – er ist zwischen vier bis neun Bogen stark, auf billiges, d.h. dickes und rauhes Papier, schwarz und rot bedruckt, in einem Quartformat von etwa 17 bis 20 Centimeter – erfuhr über grössere Zeiträume meist nur geringfügige Veränderungen. Was aus einem verlegerischen Interesse heraus geschah, ihn kenntlich und von anderen Kalendern unterscheidbar zu machen, privilegierte ihn für einen Lektüremodus, der (noch) der optischen Orientierungshilfe durch die gestalterische Einförmigkeit bedurfte. Sein unverändertes Erscheinungsbild und handliches Format, die «psychologischen Erleichterungen» (Jürgen Habermas) für die Leser wie kurze Zeilenlänge, grosser Zeilenabstand und Übersichtlichkeit, endlich die fixe Gliederung des darin gebotenen Inhaltes (Titelholzschnitt, Kalendarium, Zeitrechnung, Aderlasstafel [=Juden-Kalender], «Pratica», literarischer Teil) kamen in den formalen Elementen einer Lesererwartung entgegen, die weiss, was sie mit dem Kalender kauft. Indem sich dieser als der immer gleiche präsentierte, vermochten auch jene Leser sich darin zurecht zu finden, deren übrige Lektüre sich auf wenige, immer wieder gelesene Texte beschränkte. Rolf Engelsings Feststellung, die Zeitung habe in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts als eine besondere «Wiederholungslektüre» den bürgerlichen Leser zur extensiven Lektüre hingeleitet, trifft auch auf den Kalender zu. Seine Funktion als «Bindeglied zwischen der intensiven und der extensiven Lektüre» (Engelsing 1978, 133) tritt zwar hinter den oft konventionellen und traditionellen Inhalten zurück, ist aber nicht weniger wirksam.

Nicht dieser verborgenen Funktion des Kalenders als eines «Agent of change» (Elisabeth L. Eisenstein) soll hier nachgegangen werden, sondern dem expliziten Diskurs, wie er in den Kalendertexten, welche die für Unterschichten neue Technologie der Schrift in den alltäglichen Nutzungs- und Gebrauchsformen wie Schreiben und Lesen reflektieren und thematisieren, fassbar wird. Dabei hat man sich mit dem Paradox vertraut zu machen, dass diese Texte, die für die Schriftlichkeit als einer Kommunikationstechnologie werben, sich an ein Publikum wenden,

welches mehr oder weniger lesen kann. Selbst in den semi-oralen Vorleseakten, an denen zu einem grossen Teil auch Analphabeten teilnahmen, ist der «ideale» Zuhörer alphabetisiert.

Die Absicht dieser Texte aber liegt jenseits einer simplen Motivierung der Schriftunkundigen und jener, die am Nutzen der Schrift zweifeln oder diesen in Abrede stellen. Thematisiert und eingeübt werden mit dem Lesen die Vorstellung und das Bewusstsein, alphabetisiert zu sein, lesen und schreiben zu können und diese Tätigkeit für *sinnvoll und vernünftig* zu halten. Schreiben und Lesen werden darin – durchaus modern und nicht anders, als es die heutige Verkaufsstrategie für Personalcomputer an Private tut⁵ – nicht als ein technologisches, sondern als ein ideologisches Problem behandelt. Nicht die Schrift selber, sondern die Nutzung, die von ihr gemacht wird, ist entscheidend. Daraus ergibt sich ein ganzer Katalog von Leistungen und Möglichkeiten, aber auch Probleme für ihre Benutzer.

Die Leistung der Schrift (als gedruckte oder geschriebene) liegt in der Reduktion der oralen, akustischen Komplexität zu etwas Visuell-Räumlichem. Sie ist in ihrer linearen Kodifizierung jederzeit verfügbar. Das gesprochene Wort wird dadurch haltbar und kann aufbewahrt werden. Mitteilungen können gemacht werden, ohne dass der Autor sich zum Rezipienten der Mitteilung persönlich bemühen muss. Was für einen Brief gilt, tut das noch mehr für die Literatur. Leser und Schreiber haben keinen extratextuellen Kontext mehr. Dieser wird im Geschriebenen fiktional in einem Anredegestus an den Leser simulierend vorgegeben und von diesem beim Lesen identifizierend erlebt. Die der Schrift eigentümliche Ökonomie organisiert das Material nach neuen Ordnungsschemata wie alphabetischen oder chronologischen Listen, Tabellen, Indizes, Registern oder Verzeichnissen (Goody 1977, 52–128). Dabei hat der Leser sich mit den spezifischen Fehlerquellen und manipulatorischen Möglichkeiten dieses Codes vertraut zu machen, ebenso mit der besonderen Relation zwischen Text und Referenten, mit der Beziehung zwischen «Realität» und ihrer medialen Repräsentation. Der Prozess der Zivilisation lässt sich auch im Umgang mit der Fiktionalität eines Textes und dem Verzicht auf eine simple empirische Überprüfung seiner literarischen Aussage, d.h. im Wandel des Wahrheitsbegriffes ablesen. Texte – und auch das wird vorgeführt – bedürfen in ihrer potentiellen Mehrdeutigkeit der Interpretation durch den Rezipienten und werden so zum Gegenstand rivalisierender Meinungen und sich widersprechender Weltbilder. Endlich geht es um den angemessenen Ausdruck und die sprachliche Kompetenz und die zahlreichen Anwendungsgebiete der neuen Kulturtechnologie wie Buchhaltung oder Korrespondenz.

Frühe Belege für diesen Mediendiskurs, und das ist auffällig, datieren nicht vor 1770. Das Medium Kalender bringt nicht durch sein pures Vorhandensein, gleichsam automatisch, diese Selbstreflexion hervor. Diese verdankt sich sozialen Ursachen, die nur mittelbar mit dem Kalender zusammenhängen. Was vor 1770 fehlte, war die allgemeine Verbindlichkeit einer ideologischen Konstruktion, die Lesen- und Schreibenkönnen mit vernünftigem und gesellschaftskonformem Verhalten gleichsetzte. Ein der Schrift Unkundiger musste (noch) nicht notwendigerweise unvernünftig handeln, und Lesenkönnen schützte wiederum nicht in jedem Falle vor Torheit und Unverstand.

Dieser (alten) Logik folgt der Schwank über einen Bauern, der bei einem Fleischer in der Stadt Kutteln kauft. Er ist Witwer, und er weiss nicht, wie er diese zubereiten soll. Er lässt sich das Rezept von der Frau des Fleischers erklären und schreibt es «gar ausführlich, wegen blöden Gedächtnus, mit einem Nestel-Stefft vornen auf seinen schmutzigen ledernden Wammes-Ermel, und ging seines Weges fort». Wie der Bauer auf dem Heimweg einen Wald durchquert, nähert sich ihm ein Wolf, entreisst ihm die Kutteln und macht sich mit seiner Beute davon. Der Bauer kehrt sich nicht weiter daran und ruft dem Wolfe lachend nach: «Du Narr, was wilt du damit thun, weist du doch nicht, wie du es kochen must.» Und er spuckt auf den Wamsärmel und löscht das darauf Geschriebene aus, «besorgend, der Wolf möchte wieder umkehren, und es lesen wollen.» (Schreib-Kalender 1764)⁶

Die Einsicht, dass auch einer, der lesen und schreiben kann, töricht zu handeln vermag, wird zusehends durch ein aufklärerisches Paradigma, das Lesen und Schreiben in ein *gesellschaftliches Fortschrittsmodell* einbindet, verdrängt. Dadurch wird Literalität zur sozialen Norm erhoben. Die Folge dieser Gleichsetzung von Unwissenheit und Illiteralität ist die Abwertung und Verdrängung lebensgeschichtlicher mündlicher Erfahrung (und damit des Alters). Schlagfertige Antworten, Spruchweisheiten, Wetterregeln, der ganze Bauernwitz vermögen sich immer weniger vor der Schrift zu behaupten. Eine gleich mehrfach belegte Kalendergeschichte mit dem Titel «Der unwissende Bauer» behandelt diesen Sachverhalt:

«Ein Prediger schimpfte einen Bauer wegen seines seltenen Kirchengehens sehr aus. Endlich sagte er: <Liestest du denn gar nicht die Bibel?> – <Nein, sagte der Bauer, ich kann nicht lesen.> – <Ich glaube, du weisst nicht einmal, wer dich erschaffen hat?> – <Nein, das weiss ich nicht.> – Hier wandte sich der Prediger zu einem Knaben, der gerade da stand: <Mein Kind, wer hat dich erschaffen?> – <Gott der Vater.> – Nun fuhr der Prediger gegen den Bauren fort: <Schämst du dich nicht, dass ein klei-

nes Kind sowas besser weiss als du?» – «Das ist kein Wunder», antwortete jener, «der Junge ist eben erst erschaffen worden, der kann es noch wohl wissen; mit mir ists so lang her.»» (Jährlicher Haus-Rath 1785)⁷

Die peinliche Befragung des Bauern durch den Pfarrer ist Sozialkontrolle, die durch die Sukzession der Fragen nach einem, wenn auch nur minimalen, über die Schrift als gepredigtes Wort, als gelesener oder auswendig gelernter Text vermittelten theologischen Wissen forscht. Das negative Ergebnis legitimiert den Pfarrer endlich, den Bauern durch den wohlinformierten Knaben, der hier als Agent der Schriftlichkeit figuriert, zu beschämen. Der Bauer aber empfindet keine Scham. Seine ironische Antwort begreift die Frage, wer ihn geschaffen habe, vor dem Hintergrund der eigenen Lebenserfahrung, wo Erinnerung und Vergessen in Abhängigkeit zu der zwischen dem Ereignis und seiner geistigen Vergegenwärtigung liegenden Zeitspanne stehen. Hier nun zeigt sich die Funktion des Titels. Er ist Programm und Leseanleitung in einem, indem er den antiklerikalen Nebensinn des Schwanks zu unterdrücken versucht. Die bäuerliche Häresie wird, unter Absehung all dessen, was der Bauer über sein eigenes Gewerbe sonst wissen mag, als Beweis seiner Unwissenheit gedeutet.⁸

Eine genauere Untersuchung verdient die Frage, auf welche Weise in unserer Geschichte Literalität eingeführt wird. Gefordert ist das Lesenkönnen (und nicht etwa das Schreiben), und dieses wiederum ist nur insoweit von Belang, als es ein Kernwissen kanonischer religiöser Texte befördert. Die Technologie des Lesens ist hier ganz in den Dienst der christlichen Unterweisung genommen. Armando Petruccis Unterscheidung zweier unterschiedlicher Kräfte, die den Prozess der Alphabetisierung vorantreiben, ist als Opposition eines allgemeinen Druckes von unten (Indiz für ein verbreitetes Sozialbedürfnis nach schriftlichem Ausdruck und Lektüre) und eines allgemeinen Druckes von oben (Ausdruck der Absicht der staatlichen und religiösen Obrigkeit, das Volk zu alphabetisieren) zu beschreiben (Petrucci 1990, 152–157). Die Durchsetzung der Alphabetisierung der Massen von oben mittels Schulen geschah durch das Lesen bestimmter Texte (Katechismus, Bibel und Teile der Bibel), das heisst durch einen in hohem Grade passiven und konservativen Vorgang, der die Dominanz eines traditionellen Grundwissens sicherte (Petrucci 1990, 153). Die Beherrschung der Schrift ist hier lediglich Instrument, welches sich dem Zweck der sozialen Formierung unterordnet. In der Kalendergeschichte «Wie ein Bauer beten lernte» wird einem reichen Bauern, der weder lesen noch schreiben konnte, durch den Pfarrer auf eine ihm unbewusste Weise das Vaterunser beigebracht. Der Pfarrer erreicht dabei sein Ziel, ohne den mühsa-

men «Umweg» über die Schrift nehmen zu müssen. Er schickte dem reichen Bauern einen armen Mann vorbei, den jener nicht kannte: «Der sprach zu ihm: Euer Beichtvater hat mich zu euch geschickt, ihr sollt mir zwei Sester Korn leihen. Da fragte der reiche Bauer: Wie heißt ihr denn? Ich heiße Vater unser, sagte der Arme. Wie ist denn euer Zuname? Der du bist im Himmel. Da gab ihm der Bauer die zwei Sester Korn.» (Neuer Haushaltungs Kalender 1852) So kommt einer nach dem andern vorbei, um sich Korn zu erbitten. Am Ende kann der Bauer beten, ohne es zu wissen.

Der Schwank von dem «mit seiner Unwissenheit zufriedene[n] Bauer» führt die Schrift in alltäglichen Gebrauchs- und Missbrauchsformen vor: «Vor dem Rathhause einer kleinen Stadt, wo eben ein Verbrecher mit einem Zedel an der Brust am Halseisen stand, fuhr ein Bauer mit einer Ladung Käse vorbey. Er fragte die herumstehenden Leute, was der Zedel bedeute? und bekam zur Antwort: daß darauf das Verbrechen des Kerls zu [lesen] sey, welches darin bestünde, daß er falsche Schrift gemacht, oder anderer Hände nachgemahlet, um die Leute zu betrügen. Da seht ihrs! rief der Bauer, das kömmt vom Lesen und Schreiben her; wohl mir, daß ichs nicht kann!» (Der lustige Schweizer 1796)

Auch dieser Schwank über die selbstbewusste Ignoranz eines Bauern sagt mehr, als er mitteilen möchte. Dass der Bauer nicht ohne Erfolg sein Gewerbe betreibt, ist aus der Wagenladung Käse zu schliessen. Und seine Neugierde, zu wissen, was auf dem Zettel steht, setzt ein Wissen voraus, dass Zettel lesbare Mitteilungen enthalten können. Dem Bauern ist die Funktion der geschriebenen Sprachform als eines Kommunikationsmittels durchaus bewusst. Und wenn er auch nicht lesen kann, so weiss er sich doch zu helfen, indem er die Umstehenden um Aufschluss bittet. Seine Frage nach dem Inhalt macht ihn für die andern als Analphabeten kenntlich. Eine spätere Variante nimmt darauf Bezug, wo «einer von den Dabeystehenden [...] ihn nun einen Tölpel [nannte], weil er in seinem Alter dieses noch nicht einmahl könne; [...]» (Neuer Kalender 1815). Wissen meint hier aber, anders als bei der Katechismusfrage nach dem Schöpfer, nicht einen abfragbaren Wissensinhalt als vielmehr ein Vermögen, wenn dieses auch am Rezeptionsakt einer abschreckenden öffentlichen Verlautbarung vorgeführt wird. Öffentlichkeit, selbst dort, wo sie noch durch die körperliche Präsenz an *einem* Ort gestiftet ist, konstituiert sich über die Schrift. Und wer sie, oder wenigstens das Lesen nicht beherrscht, ist davon ausgeschlossen.⁹ Dieser sozialen Stigmatisierung entsprechen auf Seiten der Analphabeten Strategien, den Mangel nicht öffentlich werden zu lassen. Das

Prestige der Schrift und der soziale Imperativ ihrer Beherrschung werden zum gesellschaftlichen Grundwissen auch der Analphabeten.

Der Schwank «Wie Einer links war» erzählt von dem Versuch eines Bauern, vor dem Pfarrer als jemand zu erscheinen, der lesen kann: «Ein Bauer sah den Herrn Pfarrer auf sein Haus zukommen. Er nahm daher eilig das Gebetbuch zur Hand, damit er thäte, ob er läse. Weil er aber diese edle Kunst zu erlernen versäumt hatte, so hielt er dann das Gebetbuch verkehrt vor sich. Der Geistliche bemerkte ihm dies. Er aber wollte sich rechtfertigen und sprach: «Ich bin links.»» (Bündner Kalender 1847)¹⁰ Auffällig ist der Umstand, dass im Haushalt des Bauern ein Gebetbuch vorhanden ist. Und er nimmt es in der Hoffnung zur Hand, es werde ihn vor dem Pfarrer auszeichnen, oder ihn doch wenigstens vor der zudringlichen Frage nach dem Kirchenbesuch bewahren. Beides, der Buchbesitz und das «Lesen» vor dem Pfarrer relativieren den oft behaupteten krassen Gegensatz von Alphabeten und Analphabeten. Der Schwank belegt, dass die Einsicht in die Bedeutung der Schrift einem illiteraten Individuum durchaus möglich ist. «Die Schrift ist [...] längst bekannt, bevor der Prozess der Massenalphabetisierung einsetzt.» (Glück 1987, 158) Der Anhang aber deutet das Verhalten des Bauern als moralisches Vergehen, als Verstellung («Nur zu wahr! Heuchelei ist immer etwas Linkes.»). Ebenso rübt wird mit dem verfahren, der seinen Namen nicht schreiben kann: «Ein junger Mann war so unterrichtet, dass er nicht einmal seinen Namen schreiben konnte. Als er nun einst etwas mit seiner Namensunterschrift versehen sollte, und dies, zu seiner Beschämung gestand, sagte ein Spottvogel: das können sie bald lernen, machen sie nur eine Null und ein Kreuz (OX).» (Haus-Kalender, Luzern 1812)¹¹ Schreiben wird hier zum Signum von Zivilisiertheit; der pejorativen (Selbst)Bezeichnung liegt das Bild eines Schriftunkundigen als unzivilisierte Natur zugrunde, was seine soziale Diskriminierung rechtfertigt.

Die Grenzen eines natürlichen und die Vorteile eines künstlichen Gedächtnisses, d.h. der Schrift, führt der folgende Schwank vor: «Ein Bauer ward mit einem Brief nach der Stadt zu einem Doktor geschickt, der Rabe hieß. Weil er nun nicht lesen konnte, und von dem eigentlichen Namen nur noch eine dunkle Vorstellung hatte, so verwechselte er denselben und fragte: «Wo wohnt hier der Doktor Dohle?» Die Leute antworteten ihm: «Wir wissen hier keinen in der Stadt, der so heisse; aber es wohnt einer hier, der heisst Doktor Rabe.» «Ja», sprach der Bauer, «ganz recht; konnte ich mich doch auf den Galgenvogel nicht besinnen.»» (Der erzählende Schweizer 1803)¹² Von dem spezifischen Namen, der nichts ausser der betreffenden Person meint, behielt der

Bauer das weniger spezifische Bild des Vogels. Die Vorstellung (signifié), deren sich der Bauer als *aide-mémoire* bediente, ist in ihrer Konkretheit und Gegenständlichkeit beweglicher und unzuverlässiger als das vernehmbare oder sichtbare Lautbild (signifiant). Die Geschichte belegt zugleich, und wider ihre Intention, die Leistungen eines visuellen Erinnerungszeichens. Im Gespräch mit den Leuten lässt sich der Name dank der «dunkle[n] Vorstellung» rekonstruieren: Die (Vogel)Assoziation bildet die Brücke zwischen dem falschen Namen («Dohle») und dem richtigen («Rabe»). Die neueren neuropsychologischen Erkenntnisse über die asymmetrische Aufgabenteilung zwischen den beiden Hirnhemisphären legen den Schluss nahe, dass durch die Alphabetisierung auch eine Aktivierung der primär für die Literatur als schriftlich fixierter Sprache zuständigen linken Hirnhälfte stattfindet (Nänny 1991, 65). Die Ablösung der Bilder als konkrete Erinnerungszeichen durch die abstrakte, visuell vermittelte Sprache wäre dann der historische Ort dieses Schwankes.

Die Schwierigkeiten des Umgangs mit dem für die ländliche Bevölkerung neuen Kommunikationsgegenstand Brief werden in dem folgenden Schwank mit dem wohl ironisch gemeinten Titel «Der witzige Bediente» umständlich vorgestellt¹³:

«In einer grossen Handelsstadt nimmt ein Kaufmann einen jungen Menschen aus der Fremde, vielleicht aus Schwaben, zu sich auf die Schreibstube. Dieser hielt sich als ein verzognes Mutterkind mit dem grössten Unrecht für sehr klug, welches folgende Umstände sattsam beweisen. Er wird nach der Post geschickt, Briefe zu holen, und fordert solche für seinen Herrn. Wie man ihn nach dessen Namen fragt, will er solches nicht sagen, weil dieß niemand etwas angieng. Er muß sich also wieder weggeben, und wird aufs neue hingesandt, da ihm gesagt wird, daß man ihm sonst keine Briefe gebe. Wie er sechs Briefe bekommt, und dafür sieben und einen halben Schilling bezahlen soll, weil der eine etwas dicker ist, so sagte er: Was, den andern verkauft ihr das Stuck für einen Schilling und ich soll anderthalben Schilling mehr geben? Man kehrt sich an seine Einwendung nicht, und er laßt einen Gulden wechseln; in der Zeit aber, wie der Postschreiber das Geld abzählt, greift der Bursche zu, und nimmt eine gute Handvoll fremder Briefe heimlich weg. Sobald er recht triumphierend nach Hause kömmt, berichtet er seinen Herrn, sie hätten ihn auf der Post um anderthalben Schilling betrogen wollen, allein er hätte sie dafür angeführt, und ihnen eine ganze Menge von ihrer Waare ohne Geld entwandt, welche man nun verkaufen könnte. Statt des verhofften Lobes seiner Aufmerksamkeit und seines Diensteifers, empfängt er einen hef-

tigen Verweis, und den Befehl, dieselben gleich wieder zurückzutragen, weil sie zu nichts zu gebrauchen wären. Nein, versetzte er, wenn der Herr sie nicht haben will, so behalte ich sie, denn meine Mutter und meine Brüder haben mir geschrieben, ich möchte ihnen doch einen Brief senden, und nun will ich jedem von ihnen einen schicken. Der Herr muß lachen, und fragte ihn, warum er dessen Namen auf der Post nicht hätte nennen wollen? Er antwortete mit einer geheimnißvollen Miene: Mein Vater sagte einmal seinen Namen, da wurde er gehangen, weil er gestohlen hatte; und ich konnte ja nicht wissen, wie es mit ihnen beschaffen wäre.» (Jährlicher Haus-Rath 1776)¹⁴

In der Sukzession der Erzählung wird eine Reihe von Fehlleistungen vorgeführt, die von der Unkenntnis über Bedeutung und Sinn des Adressaten und dem spezifischen Inhalt eines Briefes bis zu dem missverstandenen Wunsche seiner Mutter und seiner Brüder nach einem Briefe von ihm reichen. Dem «jungen Menschen aus der Fremde» sind Briefe eine grundsätzlich austauschbare Ware. Um diese Unwissenheit über den Kommunikationszusammenhang Brief vorzuführen, nimmt der Erzähler selbst Verstösse gegen die Wahrscheinlichkeit in Kauf. Der Bescheid, ein dicker Brief koste mehr, müsste der *Logik des Quantitativen*, der sich der junge Mann bedient, durchaus geläufig sein. Und der Wunsch seiner Mutter und seiner Brüder nach einem Briefe wird durch einen Brief mitgeteilt, was bei ihm ein Minimum an Wissen über dessen Leistungen voraussetzt. Aber in dieser wie auch in den anderen Geschichten werden nicht die wirklichen Meinungen und Einstellungen der Analphabeten behandelt; der Text kommuniziert und ist zugleich Ausdruck der Mächtigkeit der Schriftnorm, die hier in indirekter Weise als plausibel und vernünftig vorgeführt wird. In den Schwank-erzählungen geht es nicht um eine rationalistische Grundhaltung. Sie orientieren sich zwar an der Realität und ihren Missverhältnissen, ihre Wirkungsabsicht aber ist, beim Leser oder Zuhörer das Gefühl von Komik zu erzielen.

Der Wunsch nach Schriftbeherrschung aber genügt nicht. Missverständnisse und falsche Schlussfolgerungen stehen in dem folgenden Schwanke ihrer Aneignung im Wege: «Ein Bauer sahe, daß alle Leute, wenn sie lesen wollten, eine Brille brauchten; er gieng also in die Stadt zu einem Brillenverkäufer, und forderte eine gute Brille, man gab ihm eine. Der Bauer nahm das Buch zur Hand, und sagte, indem er die Brille aufsetzte, sie sey nichts nutze. Der Brillenhändler setzte ihm noch eine andere auf, der Bauer konnte aber nicht lesen. Eben so giengs mit mehreren. Endlich sagte der Brillenhändler: «Freund, ihr möget wohl gar nicht lesen können?» «Ey! wenn ich das könnte», versetzte der Bauer, «so

würd' ich keine Brille verlangen.» (Neuer Haus-Kalender, Luzern 1825)¹⁵

Doch nicht nur die Voraussetzungen des Lesens, auch die besondere und neuartige Leistung der Schrift zu verkennen, charakterisiert in den Augen der Kalenderschreiber einen der Schrift Unkundigen. In den Schwänken werden die Analogien, deren sich die Analphabeten bedienen, um das Lesen zu begreifen, als unangemessen und unzulänglich dem Gelächter des «wissenden Lesers» preisgegeben. Die darin agierenden Analphabeten vermeinen in ihrer Unbildung, (Vor)Lesen bilde die mündliche Rede in einfacher Entsprechung ab, Schrift bedürfe immer erst der Überprüfung in einen akustisch vernehmbaren Text, um verstanden zu werden:

Ein Berner Bräutigam erhielt von seiner Liebsten in Sumiswald einen Brief. Da er aber nicht lesen konnte und den Inhalt niemandem anvertrauen mochte, ging er zu seinem besten Freund und bat diesen, ihm den Brief laut vorzulesen. Doch im Laufe der Lektüre fragt der Bräutigam sich, wie er es anstellen müsste, dass nur er den Inhalt des Briefes erfahre: «Kurz entschlossen hält er dem lesenden Freund mit den Händen beide Ohren zu, bis er zu Ende gelesen hat, [...]» (Republikaner Kalender 1854, 35)¹⁶

Der historische Sachverhalt, der in diesem Schwank angesprochen ist, ist durchaus real. Besonders für den wenig geübten Leser ist das laute Lesen, bei dem er die Klanggestalt eines Wortes oder eines Satzes hörend erfährt, eine grosse Hilfe (Baumgärtner 1974, 135). Der Körper ist in diesen anstrengenden Leseakten noch anwesend. Das Fehlen der Stimme beim Lesen wiederum wurde von der grossen Masse der ungeübten Leser noch im 18. Jahrhundert mit Beunruhigung und Abneigung vermerkt. Das Leiselesen des späteren Tagelöhners Heinrich Bosshard (1748–1815) war seinen Eltern gar nicht recht, «sie schlugen mich: <Ich soll laut lesen>» (Bosshard 1804, 4). Die magische Aufladung, die in diesem ländlichen Milieu dem Buch widerfährt, gründet in einem undeutlichen Gefühl der Betroffenen, «dass es die Fähigkeit besitzt, ihre Existenz zu verändern» (Muchembled 1990, 321). Die analogisierende Aneignung der Schrift als menschliche Rede wäre dann eine Bewältigung und Unbewusstmachung dieser beunruhigenden Einsicht durch Verharmlosung des unverstandenen Sachverhaltes. So glaubt in einer anderen Variante ein Einfältiger, langsam schreiben zu müssen, da sein Briefpartner nicht schnell lesen könne (EMI, 483–484). Derselben Logik folgt der Kalenderschwank «Der stotternde Brief»: «Eine alte Frau, deren Sohn Soldat geworden war, erhielt von demselben nach Verlauf eines Jahres den ersten Brief. Da sie ihn aber nicht

lesen konnte, so bat sie einen Nachbarn, ihr denselben vorzulesen.» Dieser kommt ihrem Wunsch entgegen, stockt aber bei den ersten Sätzen. Freudig ruft die Mutter aus, der Briefe sei tatsächlich von ihrem Gottlieb, «denn er stotterte schon immer, als er noch zu Hause war». (Der Hausfreund 1844, 56)

Die «Lächerliche[n] Vergleichung[en]» machen selbst vor den Studierstuben nicht Halt. Wie ein Bauer einen grossen Gelehrten die Schreibfeder zernagen und schwitzen sieht, ist das ihm ohne weiteres einsichtig, da doch seine Ochsen beim Ziehen (mit dem Kopf) in gleicher Weise schwitzten (Der lustige Schweizer 1796). Ebenso wird die gestalterische Anordnung der Schrift auf einem Aktenstück mit der alltäglichen körperlichen Arbeit in Analogie gesetzt («Akten dreschen»). So glaubt ein Bauer, es dem Gerichtsschreiber heimzuzahlen, da dieser beim Aufsetzen eines Schriftstückes viel freien Raum zwischen den Zeilen gelassen hatte. Er drischt das dem Gerichtsschreiber dafür in Zahlung gegebene Getreide nur so obenhin, indem die Garben weit auseinander gelegt waren (Neuer Haus-Kalender, Luzern 1826).¹⁷

Kalender bedienen sich aber der Analogie auch in einem positiven Sinne, wenn in den Texten auf unterhaltende Weise Ähnlichkeiten sichtbar gemacht werden. Auf geschickte Weise wird damit auf ein ländliches Publikum Bezug genommen, das, anders als in den exakten Wissenschaften, seine Realität in Analogien abbildet (Foucault 1990, 50–53; Schulte 1989, 14). Solche Analogien vermögen insofern zu überraschen, als sie eine Ähnlichkeit blosslegen, die nicht sichtbar ist und wie bei dem folgenden Text aus dem Jährlichen Haus-Rath von 1767 auf die Vergleichbarkeit einer affektiven Relation anspielen: «Die Frau eines gelehrten Mannes, welcher immer über den Büchern und in seiner Studierstube saß, sagte einst: «Ich wollte, daß ich ein Buch wäre, so würde mich mein Mann mehr lieben.» «Ja», versetzte der Mann darauf, «als Calender, so hätte ich alle Jahre einen neuen.»» (Baumann 1975, 15)¹⁸

Die Analogie kann aber auch in quasi gelehrter Manier entwickelt und entfaltet werden («Über Bücher und Frauen»), wenn etwa Entsprechungen zwischen Frauen und Büchern Stück für Stück durchgegangen werden: «Schön eingebundene Bücher reizen das Auge, wenn auch der Inhalt von keiner Bedeutung ist; dasselbe ist der Fall bei Damen; wo der Einband oft interessanter, als der Inhalt ist. Aber die am schönsten eingebundenen Bücher stellt man oft müßig in den Schrank, und so geschieht es gerade auch mit den Frauen, bei welchen der Einband die Hauptsache ist; [...].» (Thurgauer Volkskalender 1838)¹⁹ Der frauenverachtende Zug dieses Textes ist Folge der Kontamination eines leblosen Gegenstandes (Buch) mit einem belebten (Frau). Während

jenem eine affektive Aufladung zuteil wird, wird dieser zu einem Objekt reduziert.

Von den vorgeführten Kalenderschwänken unterscheiden sich die folgenden Geschichten, indem sie von einem Unglück berichten, welches dadurch verursacht wurde, dass der Protagonist weder lesen noch schreiben konnte. Der realistischere Ton dieser Exempelgeschichten folgt darin einer literarischen Konvention, indem ein Unglück nur als wirklich vorgefallenes sinnvoll ist. Die didaktische Absicht dieser Geschichten zielt nicht auf ein Mitleiden der Leser mit dem unglücklichen Analphabeten; das Unglück ist darin vielmehr «Folge eines *Fehlverhaltens* und wird damit prinzipiell [als] *vermeidbar*» *vorge stellt* (Richter 1987, 81). Konsequenterweise tritt an die Stelle des Nothelfers der vorbürgerlichen populären Tradition, der in der Exempelgeschichte noch die gute Wendung durch seinen rettenden Eingriff herbeigeführt hatte, der aufgeklärte Erzähler, der das grundsätzlich abwendbare Unglück in seiner Kausalität offenlegt und im Titel als eine Folge der Unwissenheit interpretiert: Ein armer Tagelöhner wird, da er den Brief seines Bruders nicht lesen kann, in welchem dieser ihn als Erben eines grossen Vermögens eingesetzt, von einem Wirten um 2000 Taler betrogen (Der lustige Schweizer 1795).²⁰

Auffällig ist das Weiterleben dieser und ähnlicher Exempla in den Schullesebüchern der ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts. Johann Rudolf Steinmüller brachte diese Unglücksgeschichte schon 1794 in einem von ihm eingerichteten Lesebuch. Der eigentlichen Erzählung lässt er die folgenden Ratschläge folgen: «Unschätzbar ist der Werth der Schulen! Lesen, Schreiben, und Rechnen lernen, ist ein Hülfsmittel, zu aller wahren Weisheit zu gelangen, und viel Gutes zu können. Ueberleget dieß doch täglich, liebe Schul-Kinder!» (Steinmüller 1794, 155) Der Schweizer Kinderfreund, ein anderes verbreitetes Lesebuch, bringt die gleiche Geschichte wieder, mit dem Zusatz «[...] und lernt mit Fleiß und Aufmerksamkeit!» (Schulthess 1808, 2). Sie steht dort gleich am Anfang, zusammen mit einer anderen Geschichte, «Das Spanischfliegenpulver», in welcher die Unkenntnis der Schrift für einen Knecht tödliche Folgen hat. Weil er nicht lesen konnte, schluckte er das Spanischfliegenpulver, anstatt es auf die Wade zu legen (Schulthess 1808, 1). Die Todesdrohung wird dem Schüler gleichsam zur Schrift über dem Tore in das Reich der Buchstaben.²¹

Mit der Beherrschung der Schrift macht sich der Lesende ein Symbolgefüge zu eigen, «durch welches zugleich auch sein eigenes Denken geordnet, erweitert und gewandelt wird» (Schwartz 1964, 11). Die

strenge Linearität des Gedruckten oder Geschriebenen, der sequentielle Charakter der Satz-für-Satz-Darstellung und die Gliederung in Abschnitte und Kapitel begründen eine Denk- und Bewusstseinsstruktur, die in der erlernten Reihenfolge der Buchstaben des ABCs nur den auffälligsten Ausdruck findet. Als abstraktes Ordnungsschema, das nicht nach konkreten Inhalten, sondern nach dem willkürlichen – wenn auch für den einzelnen nicht veränderbaren – Orte innerhalb des ABCs fragt, bedarf es der Einübung. Noch einem Albertus Magnus ist dieses neue Paradigma anstößig, wenn er sich dafür entschuldigt, dass in seiner Tierkunde Leo und Leoparden aufeinander folgten, da doch der Löwe geistig, zu den mutigen, der Panther hingegen zu den sanften Tieren gehöre (Illich 1991, 55). Die in den Kalendern wiedergegebenen Texte wie «seiner Frauen Tugenden nach dem A. B. C.» und «seines Weibes Untugenden, nach dem A. B. C.» (Appenzeller Calender 1797)²² lassen den formalen Automatismus weniger spürbar werden, indem sie die Eigenschaften *einer* Person alphabetisch auflisten.²³

In ihrer allgemeinen Verbindlichkeit ermöglicht die ABC-Struktur überraschende Lösungsmöglichkeiten («Die Schulden nach dem A. B. C. zu bezahlen.»): «Ein Schuldner hatte das Unglück, einem seiner Gläubigen zu begegnen, welcher ihn sogleich fragte, wenn er ihn endlich einmal bezahlen würde? «Das will ich ihnen sagen», war die Antwort, «wann sie nur wollen die Gütigkeit haben, eine kleine Frage zu beantworten. Weil sie Cettner heißen, so weiß ich nicht, ob sie ihre Familie mit einem C. oder Z. schreiben.» «Ich dünkte», sagte der Creditor, «sie sollten wohl wissen, daß wir uns mit einem Z. schreiben.» «Denn thut es mir leid, daß ich mit ihrer Zahlung noch eine Zeitlang warten muß, weil sie den letzten Buchstaben im Alphabet führen; denn ich zahle alle meine Schulden nach dem A. B. C.»» (Jährlicher Haus-Rath 1781)²⁴

Und was auf der einen Seite sich dem individuellen Zugriff entzieht – James Joyce fand dafür das Wort «ABCED-mindedness» (ABC-Geistes[abwesen]heit) – verlangt auf der anderen Seite nach interpretierender oder auch manipulierender Bearbeitung. Besonders Abkürzungen werden in den Geschichten zum Spielmaterial individueller Deutungen («Verschiedene Lesarten»): «Ein sächsischer Bauer wurde wegen eines gestohlenen Hammels vor den Richter geführt. Man hatte den gestohlenen Hammel bei ihm gefunden, kenntlich an drei Buchstaben G. F. M., die auf dessen Rücken standen, womit ihn der Besizer, als die Anfangsbuchstaben seines Vor- und Zunamens, bezeichnet hatte. «Könnt ihr lesen?» fragte ihn der Richter. «O ja!» versetzte der Bauer. – «Ihr könnt also nicht läugnen, daß der Hammel, den man bei euch gefunden, dem Pächter Gottlieb Friedrich Meyer gehört, denn auf dem Rücken des

Hammels steht ganz deutlich G. F. M.» – «Ich hab' es anders gelesen, entgegnete der Bauer, ich glaubt' es hieße: *«Gut für mich.»*» (Kalender für das Schweizervolk 1837)

In einem anderen Text wird der Rat erteilt, auf Uhrenpetschaft, Kutschenschlag oder Hundehalsband «bey Leib und Leben keine Anfangsbuchstaben [des] Namens weder stechen, noch brennen, noch malen, noch schreiben, noch graben [zu lassen], damit ja desselben sich niemand anmaße, der [...] im A B C-Buche gleiche Rechte hat» (Züricher Kalender 1803). Ein anderer glaubt sich durch die Buchstaben L. B. S. et O.! (Lectori benevolo salutem et officium), die der Pfarrer oben auf seinen Taufschein geschrieben hatte, beleidigt, da er sie «also verdolmetschet»: «Lump, Besoffen, Saukerli und Oft!» (Der Hausfreund 1840, 51–52) Die Abkürzung V. D. M. (Verbi Divini Minister) als Titel eines reformierten Pfarrers in der Schweiz werden in einem Dorfgespräch als «Verführer des Menschen», «Verwahrer der Mittel», «Versorger der Mägde», «Vertilger des Mostes», «Vergeber der Missethaten» oder ähnlich ausgelegt (Der Schweizerische Dorfkalender 1859).

Die Viel- und Mehrdeutigkeit der Schrift, die nach Auslegung verlangt, verweist auf den historischen Sachverhalt rivalisierender Weltentwürfe. Nach dem Ende der einen Heilsgewissheit im 16. Jahrhundert folgte im 17. Jahrhundert durch die neue Naturwissenschaft eines Kopernikus oder Galileis die Behauptung von «der Vielzahl der Welten». In den Volkskalendern wird der Popularisierung dieser Relativierung der Einzigartigkeit des Menschen und seiner Welt, etwa in der Darstellung des Irregulären und Monströsen, breiter Raum gegeben. Wie weit in diesen Diskursen latente Ängste der Leser (die in sozialen Krisen gründen) rationalisiert und bearbeitet werden, sei dahingestellt. Sie verlangen ihm aber in jedem Falle eine Stellungnahme ab. Dadurch werden Sinnmonopole benenn- und kritisierbar («Die neue Leseart»): «Die Wittwe eines holländischen Buchdruckers, die von ihrem Manne, so lang er lebte, viel zu leiden hatte, schlich zur Nachtzeit in ihre Druckerei, und änderte die des Tages gesetzte Stelle von der Eva, im ersten Buch Mosis, Capitel 3. Vers 16: <und er soll dein Herr seyn,> dahin, daß sie die beiden ersten Buchstaben des zweitletzten Wortes mit Na verwechselte. Aber sie mußte, nach den strengen Sitten jener Zeit, den Versuch, eine neue Leseart einzuführen, mit dem Leben büßen.» (Der Hausfreund 1838, 9)²⁵

Dem Missverstand und der Unwissenheit werden in den Kalendern breiter Raum gegeben. Einige Beispiele seien im folgenden mitgeteilt. Ein junges Fräulein kehrt sich nicht daran, dass das von ihr gewünschte Buch vergriffen sei. Es nehme das Buch, «wenn es nur noch nicht ganz

zerrissen ist» (Neuer Bündner Kalender 1848). Ein Bauer hält einen Dr. phil. für einen Arzt und denkt sich bei Philosophie etwas mit «Vieh» (Zürcher Kalender 1827).²⁶ Ein Dorfschulze schreibt auf eine Anfrage über «Industrie und Luxus» in seinem Bericht: «Von Industrie wissen wir hier gar nichts; Luxe giebt wenig, aber desto mehr Füchse.» (Der erzählende Schweizer 1803)²⁷ Für eine Jüdin ist ein «Katalochus» die «Enthaltsamkeit von die Bücher» (Der Schweizerische Dorfkalender 1867, 58). Ein Tischler sagt «Elephant» und meint «Foliant» (Thurgauer Volksfreund 1829), und ein Torschreiber schreibt statt «Kanonikus» «Kanonenschuss» (Der erzählende Schafhauser 1818). Die einfältige Mutter erklärt das Wort «Anekdote» als eine Sache, womit man einem «de Tod aneckt» (Gemeinnütziger Haus-Kalender 1854). Des Spieles mit korruptierten Bibelzitaten ist in den Kalendern kein Ende.²⁸ Mit unserem Thema im engeren Sinne hat jene Geschichte zu tun, in der ein Unteroffizier der Wache einer Kleinstadt die Berufsbezeichnung «Autor» mit «Buchbinder» übersetzt (Neuer Haus-Kalender, Zug 1855). Beliebt sind auch «lustige Druckfehler» wie «Meine Hunde-Jungen» statt «Huldigungen» (Zürcher Kalender 1826) oder «Nachgeber des Königs» statt «Rathgeber» (Der Schweizerische Dorfkalender 1865, 64).²⁹ Der Reiz ist um so grösser, je unscheinbarer sich der Fehler ausnimmt. Schon ein Komma an Stelle des Bindestriches kann die Aussage gänzlich verwirren («Schreibfehler»): «Da ich Vieh, Arzt zu werden mich entschlossen habe u. s. w.» (Neuer Haus-Kalender, Luzern 1830) Andererseits werden die Leser mit der Bedeutung der bei «ungewöhnlichen Taufnahmen» vertraut gemacht (Der Hausfreund 1843, 51–52 u. 1844, 47–49), werden über «neumodige» Fremdwörter im Briefe eines Advokaten aufgeklärt (Jährlicher Haus-Rath 1808) oder mit scherzhaften grammatischen Bestimmungen unterhalten (Gemeinnütziger Haus-Kalender 1851).

Die um 1780 einsetzende «Literarisierung» der Volkskalender hat schon ein Wilhelm Heinrich Riehl 1852 vermerkt. Er spricht von einem «merkwürdigen Umschwung», der sich im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts feststellen lasse: «Statt der zeitgeschichtlichen Berichte sind jetzt die Blätter mit moralischen Anekdoten und nützlichen Belehrungen, statt der astronomischen Zeichen und Verse, statt der Wetterregeln [...] mit altklugen, gemachten Sittensprüchen erfüllt» (Voigt 1980, 76). Die Verschiebung hin zu fiktionalen Genres ist nicht ohne rezeptionsgeschichtliche Folgen. Sie erfordern vom Leser die Bereitschaft und die Fähigkeit, einen fiktionalen Gegenstand als solchen zu erkennen und zu akzeptieren. Damit wird in populären Lesestoffen ein Pro-

blem virulent, das hundert Jahre zuvor bürgerliche Literaturtheoretiker umtrieb: «Man freut sich beim lesen [von Romanen] über Dinge, die niemals stattgefunden haben. Dabei ist uns die Lüge verboten, sowohl die wir tun, als auch die, wir liebhaben.» (Heidegger 1698, 72)³⁰ Ebenso hielt Philipp Balthasar Sinold (1728) die Lektüre von etwas Historischem für erlaubt, nicht aber von einer «niemals geschehene[n] Fabel» (Schmitt 1958, 23). Die rigide Gleichsetzung von Erfundenem und Erlogenen innerhalb des kalvinistischen und pietistischen Kulturkreises verbot damals den Umgang mit Texten, die man für fiktional hielt. Begründet wurde die Norm weniger mit theologischen denn mit moralischen und utilitaristischen Argumenten. Der Vorwurf galt der beim Lesen unnütz vertanen Zeit, indem man sie an einen Gegenstand verwandte, den es nicht gab. «Erdichtete» Texte desavouierten sich selber durch die fehlende Referenz, d.h. durch die Nichtexistenz der Objekte, die sie denotierten. Das emotionale Reagieren beim Lesen von Romanen ist sinnlose Verschwendung; ihr werden in einem Kalendergespräch zweier Freundinnen die Pflichten als Haushälterin, gute Gattin und Mutter entgegengesetzt: «[...] Ich will just nicht sagen, daß es vollkommen unnütze verderbliche Bücher sind, aber es sind immer nur Erdichtungen. Freundinn! Hirngespinnste des Verfassers, der um den Lohn schreibt. Du kannst bey den erdichteten Leiden einer Romanheldinn biß zu Thränen gerührt werden, und ist es oft nicht alles pure Erdichtung. [...]» (Hinkender Bott, Bern 1793)³¹ Wie weit der pietistische Wahrheitsrigorismus gegen die «Lügendgeschichten» im protestantischen Milieu noch im 19. Jahrhundert gilt, ist noch nicht weiter untersucht. Die Sätze Bernhard Diebolds aus seinen Jugenderinnerungen belegen seine anhaltende Mächtigkeit: «Gärtner und Lokomotivführer haben keine Zeit für höhere Bildung und weiss Gott noch weniger Musse für erfundene und erlogene Romangeschichten; jedenfalls nicht, solange man jung und kräftig beieinander ist.» (Diebold 1939, 35–36)

In den Kalendern wird dieser Vorwurf selten erhoben, da es ihnen vielmehr darum zu tun war, das Fehlen der Referenz nicht mehr als einen Mangel erscheinen zu lassen. Wer sie einfordert wie der Müller, wird als ein «naiver Leser» verspottet («Der Müller und sein Kalender»): «Bey der letzten Winterkälte kam ein Müller in dem Wirtenbergischen auf den Gedanken, in seinem Schwaben Calender nachzusehen, was für Witterung in demselben stande. Es war eben an dem Tage dass es sehr kalt war, und in dem Calender stand: gelinde Witterung. «Wart» – sagte er – «das will ich dich büßen lassen, du Lügner! Sollst doch auch erfahren, wies so gelind Wetter ist.» Drauf nagelte er den

Calender an ein Brettlein zum Fenster hinaus.» (Appenzeller Calender 1790)³²

Als undifferenziert ist in diesen Fällen der Umgang mit dem Kalender insofern zu bezeichnen, als hier Autor, Text und konkrete Distributionsform als gedruckter Kalender eins sind. Selbst in seinem Versagen bleibt der Kalender konkreter Ansprechpartner (nicht etwa Stellvertreter des Autors) und intelligibles Subjekt, dem die Einsicht in den Sinn der Bestrafung durchaus zugestanden wird. Das gleichsam magische Vorurteil, der Kalender bilde ein zukünftig Reales unmittelbar ab, die Kalenderzeichen seien von der bezeichneten «Sache» nicht unabhängig, wird durch den «lügenden» Kalender aber in Frage gestellt. Der «Realität» tritt der Kalender als eigene Instanz entgegen. Das Wissen um den individuellen Textproduzenten ist eine weitere Stufe dieses Prozesses, indem nun der Kalenderschreiber für den Kalenderinhalt zur Verantwortung gezogen wird: «Einst gieng ein Bauer zu einem hiesigen Calenderschreiber, und beschwerte sich, daß die Witterung in der vergangenen Woche gar nicht in seinem Calender eingetroffen, mithin habe er ihne übel verführt, indem er im Vertrauen auf seinen Calender ein gewüsses Geschäft unternommen, welches ihm aber wegen eingefallenem schlechten Wetter mißlungen: Hierauf ward der Calenderschreiber böse, und sagte: Man kann nicht einem jeden N** das Wetter recht machen; und mich dünkt versezte der Bauer, die, welche den Calender machen, seyen N**. Der Calenderschreiber war bald mit der Antwort fertig: Aber nicht alle Narren sind Calenderschreiber; sonst wäret ihr gewüss auch einer.» (Astronomischer Kalender 1774, 171) Auch der alte Knecht in der folgenden Geschichte («Die gerettete Ehre des Calenders») macht den Kalenderschreiber für sein vermeintliches Unglück verantwortlich; der Witz erwächst der Geschichte durch die (noch einmal) hergestellte Entsprechung von «Sache» und Kalender, indem jene diesem anbequemt wird: «Ein Fürst hatte einen alten Knecht, der ihm lange treulich gedient hatte. Als nun ein Dienst bey Hofe ledig ward, der sich ungefähr für ihn geschickt hätte, sahe der Knecht in den Calender, und fand an einem Tage diese Worte mit rothen Buchstaben stehen: Heute ist gut Bitten von grossen Herren. Er wagte es, ging zum Fürsten, und bath um den Dienst. Der Fürst sagte: Er käme zu spät, der Dienst wäre bereits versagt; der Knecht ging wieder zurück, und fluchte vor sich: Du Lügner, du Betrüger etc. Der Fürst sagte: Was er mit seinem Schmähen meinte? Ey, gnädigster Herr! sagte er, ich meinte den Calenderschreiber; der setzte im Calender, es sey heute gut, etwas von Fürsten und Herren zu bitten; ich sehe aber, dass er sehr lügt. Der Fürst sprach: Nun höre, damit der Calenderschreiber

keine Schuld habe, so sollst du den Dienst haben.» (Jährlicher Haus-Rath 1768)³³

Diese und weitere Geschichten betreiben ein doppeltes Geschäft, insofern als sie den «naiven Leser» blossstellen und (volks-)aufklärerische Kalenderkritik, d.h. Text- und Rezeptionskritik in einem sind. So erfährt man in der traurigen Geschichte eines «junge[n] Mensch[en] ab der Landschaft», wie dieser, sehr begierig, sein künftiges Schicksal zu erfahren, sich leichtgläubig auf die «Aussprüche des Calenders» verliess: «Er lase: «Kinder im Steinbock gebohren, sind jähzornig, streng, unversöhnlich, zur Melancholie geneigt, zur Handelschaft sind sie untüchtig wegen ihrer Unfreundlichkeit.» [...] Ha! dachte er, wenn ich doch zum Unglück geboren bin, so will ich machen, daß ich wenigstens bald davon befreiet werde, – und erhenkte sich.» (Astronomischer Kalender 1774, 180–181) Der Leser wird hingeleitet, die Intention fiktionaler Kommunikation zu akzeptieren, die im Verzicht auf Referenz und direkte Handlungsaufforderung bzw. -verpflichtung besteht. Historisch entwickelt sich das Fiktionsbewusstsein im Kontext konkurrenzierender Wirklichkeitsmodelle (magisch/metaphysisches Weltbild versus naturwissenschaftliches).³⁴ Es setzt auch einfache Kenntnisse der medialen Situation voraus: der Gegenstand Kalender ist als ein massenhaft reproduzierter weder einmalig, noch kommt den Besonderheiten des jeweiligen Exemplars eine Bedeutung zu. Der Text ist seinem Medium, dem mit Lettern bedruckten Papier, äusserlich. Der pfiffige Karli von Vaduz ist durchaus schlecht beraten, wenn er glaubt, der Kauf *eines* Kalenders schaffe den Skandal, dass er darin erwähnt wird, aus der Welt (Bündner Kalender 1850). Ebenso erinnert sich Jakob Bott «lebhaft eines wackern Mesmers, der seinem Pfarrer eine lustige Anecdote erzählte und ihm, als er sich derselben nicht zu entsinnen wusste, die Bemerkung machte, sie stehe im Kalender ungefähr in der Mitte auf der rechten Seite mit einem Tintenkleck, und der Mesmer war kein einfältiger Mann» (Bott 1863, 44).

Mit der willkürlichen und medial vermittelten Relation zwischen Text und Referent wird auf vielfältige Weise gespielt, weniger um die magische oder genauer, mantische Praxis blosszustellen, die eine reale, gleichsam natürliche Relation zwischen dem Zeichen als Einheit von Signifikant und Signifikat einerseits und dem aussersemiotischen Objekt (Referent) annimmt, als vielmehr das fiktionale Paradigma zu verfestigen und einzuüben: «Der Buchhändler Heidegger in Zürich kündigte «Arnd's wahres Christenthum» auf folgende Weise an: «Da bei dem Buchhändler Bürkli das wahre Christenthum nicht mehr zu finden ist, so kann man es bei mir haben.»» (Bündner Kalender (1845). Die

Geschichte vom Hauptmann von Kapernaum ficht zudem den orthodoxen Glaubenssatz, wonach die Bibel das geoffenbarte Wort Gottes sei, an: Ein Schuhmacher erklärt das Neue Testament, das ein Bauer eben erworben hatte, für unbrauchbar, «weil in demselben der Hauptmann von Kapernaum noch als Hauptmann stehe, derselbe aber seit vier Wochen Major geworden sey» (Der erzählende Schafhauser Kalender 1818).³⁵

Die zahlreichen Wahrhaftigkeitsbeteuerungen treiben dasselbe ironische Spiel: «In einem Lande, das – der Kalendermacher versichert es auf Manneswort – wirklich auf der Landkarte zu finden, [...]» (Freiämter Hauskalender 1841) Mitunter, wohl unter dem Konkurrenzdruck der anderen Kalender, machen die Autoren auch einen Schritt zurück und tun so, als bilde die sprachliche Darstellung das Weltgeschehen unmittelbar ab: «Seit dem Sommer des 1793sten Jahres, bis in den Sommer des 1794sten Jahres haben sich in der Welt so viele Dinge zugetragen, daß es dem armen Hinkenden Boten unmöglich wäre, alle diese Begebenheiten so kurz zu erzählen, wie seine lieben Leser es gerne wünschen.» (Basler Hinkender Bott 1795) Die wichtigen Folgen dieser Literarisierung des Kalenders können hier nur angedeutet werden. An Stelle einer Sprache, die sich darin erschöpft, aufzuzählen, was es gibt, werden mit der Einführung des Fiktionalen in der Kalenderliteratur die kommunikativen Möglichkeiten, werden Wirkung und Informationsverdichtung ganz entschieden intensiviert.

Zusammenfassung: Die breite Durchsetzung der Schriftlichkeit als gesellschaftliche Norm wird in den Deutschschweizer Kalendern seit 1770 thematisiert. Mittels abschreckender, belehrender Exempelschichten einerseits und unterhaltender Schwänke andererseits, soll die Schriftnorm (jeder sollte wenigstens lesen können) den Lesern plausibel gemacht werden. In zeitlicher Sukzession werden nach diesen grundsätzlichen Fragen speziellere Aspekte der Schriftkultur wie die Deutungsbedürftigkeit von Texten (Mehrdeutigkeit, Missverständnisse) oder die Eigendynamik des medialen Schriftsystems (ABC-Struktur) erörtert. Dass viele der in den Kalendern abgedruckten Texte barocker Kompilationsliteratur und gelehrten, seltener auch populären Schwanksammlungen entnommen wurden, ist ein Hinweis dafür, dass die Schwierigkeiten einer nun breiteren Leserschicht mit der Schrift hundert Jahre früher bereits ein bürgerlich-gelehrtes Publikum beschäftigt hatte. Endlich werden im Volkskalender die Möglichkeit seiner Erweiterung von seinem anerkannten Status als Gebrauchsliteratur im strengen Wortsinne hin zur fiktionalen Unterhaltungsliteratur spielerisch thematisiert.

*Literaturverzeichnis**A. Kalender*

- Appenzeller Calender [1722–] 1767, 1790, 1791, 1797
 Neuer und Alter Appenzeller Schreib-Calender, Auf das Jahr nach der Geburt unsers Herren Christi, MDCCCLXVII. [...] Durch Ulrich Sturzenegger, Mathematicus. Trogen. Gedruckt, und zu finden bey dem Author.
- Astronomischer Kalender 1774
 Astronomisch- Politisch- Historisch- und Kirchlicher Kalender für Zürich. Erster Theil. Zürich, bey Johann Kaspar Ziegler. 1774.
- Basler Hinkende Bott [1676–] 1795
 Basler Hinckende Bott. Auf das Jahr 1795.
- Bündner Kalender [1843–1900] 1845, 1847, 1850, 1851
 Bündner Kalender für das Jahr 1845. Chur, zu haben bei Joh. Braun, Buchbinder auf dem Kornplatz. Gedruckt bei Gebrüder Sutter.
- Christliches Jahrbuch [1790–94] 1790
 Christliches Jahrbuch ohne Aberglauben. Berechnet für beyde Religionsverwandte in der Schweiz. Auf das Jahr nach der Geburt Jesus 1790, [...] Herausgegeben von J.[oachim] J. G.[irtanner] St. Gallen im Verlag bey Johann Zollikofer, in der Neugass.
- Der erzählende Schaffhauser Kalender 1816, 1818
 Der erzählende Schaffhauser Kalender auf das Jahr MDCCCXVI. Schaffhausen, zu haben in der Schwarzischen Buchdruckerey zum Kessel. 1816.
- Der erzählende Schweizer [1803–] 1803
 Der erzählende Schweizer oder neuer und alter Haushaltungs-Kalender auf das Jahr 1803. Schaffhausen, bey Johann Ulrich Schwarz, zum Kessel.
- Der Erzähler [1844–] 1844–46
 Der Erzähler aus dem Bezirk Affoltern als Kalender für das Jahr 1844. Erster Jahrgang. Gedruckt bei J. J. Ulrich in Zürich.
- Der Hausfreund [1829–] 1836, 1838, 1840, 1842–1844
 Der Hausfreund oder Kalender für das Schweizervolk auf das Jahr Christi 1836. Winterthur, zu haben bei C. Studer, Buchbinder und Papierhändler. Gedruckt bei J. J. Ulrich, Buchdrucker in Zürich.
- Der Hinkende Bott, Bern [–1718–] 1793, 1801
 Historischer Calender oder der Hinkende Bott, auf das Jahr Christi 1793. Mit Hochobrigkeitlicher Freyheit. Bern, bey Rudolf Albrecht Haller.
- Der hinkende Bott von Vivis [1708–] 1802
 Der hinkende Bott von Vivis. Vevey [Lörtscher], 1802.
- Der lustige Schweizer [1787–1867] 1795–1797
 Der lustige Schweizer enthaltend nebst dem alten und neuen Calender, auf das Jahr 1795. [...] Schaffhausen, in der hurterischen Buchdruckerey zum Jordan.
- Der Schweizerische Dorfkalender [1858–] 1859, 1860, 1862, 1864, 1865, 1867, 1879
 Der Schweizerische Dorfkalender auf das Jahr 1859. Zweiter Jahrgang. Bern. Druck und Verlag Rudolf Jenni.
- Der schweizerische Volks-Freund 1848
 Der schweizerische Volksfreund auf das Schalt-Jahr 1848, mit lustigen und unterhaltenden Geschichten. Schaffhausen bei Murbach und Gelzer, Buchdrucker auf der Weberzunft.
- Der Vaterländische Pilger [1832–] 1833, 1835, 1837
 Der Vaterländische Pilger in der Schweiz. Ein nützliches Unterhaltungsbuch für die Kantone der gesammten Eidgenossenschaft, oder grosser Hauskalender für das Jahr 1833. Lichtensteig, zu haben bei Fr. Egli, Buchdrucker und Buchhändler.
- Freiämter Hauskalender 1841
 Der Freiämter Hauskalender für das Jahr nach der Geburt unseres Herrn Jesu Christi 1841. Bremgarten, gedruckt und zu haben bei J. Huwyler.

- Gemeinnütziger Haus-Kalender [1847–1866] 1851, 1854, 1866
 Gemeinnütziger Haus-Kalender oder der neue Richtige Bote, auf das Jahr Christi 1851. Baden, bei Joseph Huwiler.
- Jährlicher Haus-Rath 1768, 1776, 1779–1781, 1785, 1801, 1803, 1808, 1817, 1826, 1836, 1861, 1883
 Jährlicher Haus-Rath, Oder Neu und alter Calender, Auf das Jahr MDCCLXVIII. Nach dem Eydgenössisch- und Zürcherischen Meridiano gerichtet. Durch J.[ohannes] Müller, Math. Künsten Liebhabern. Zürich, zu haben in dem Buchladen unter dem Kindlein. Gedruckt bey Füesslin und Compagnie. (ab 1781 «in Bürgklischer Truckerey in der Schipfe»)
- Kalender für das Schweizervolk 1837
 Kalender für das Schweizervolk. Auf das Jahr 1837. Schaffhausen, in der Buchdruckerey zum Kessel 1837.
- Neuer Bündner Kalender 1848
 Neuer Bündner Kalender für das Jahr 1848. Chur, Druck und Verlag von Gebrüder Sutter.
- Neuer Haushaltungs Kalender 1852
 Neuer Haushaltungskalender auf das Schaltjahr 1852. Schaffhausen, zu haben in der Ziegler'schen Buchdruckerey, zum Wildenmann an der Neustadt.
- Neuer Haus-Kalender, Luzern [1802–] 1812, 1814, 1825, 1826, 1829–1832, 1834
 Neuer Haus-Kalender auf das Jahr Christi 1812. Luzern, gedruckt bey Xaver Meyer, in der innern Weggisgass, nahe beym Werchhaus, Nro. 151.
- Neuer Haus-Kalender, Zug 1823, 1841, 1843, 1848, 1855
 Neuer Haus-Kalender auf das Jahr nach der Geburt unsers Herrn Jesu Christi 1823. Zug, gedruckt bey Johann Michael Aloys Blunschi.
- Neuer Kalender 1815
 Neuer Kalender auf das Jahr Christi 1815. Solothurn, gedruckt bey Ludwig Vogel-sang.
- Nützlicher Hülf- und Noth-Kalender 1805
 Nützlicher Hülf- und Noth- Haus- Garten- und Wirtschafts-Kalender des auf-richtigen und wohlerfahrenen Schweizerboten. Auf das Jahr Christi 1805. O.O. [Baden] u. o.V.
- Nützlicher Calender 1816
 Nützlicher Calender auf das Jahr nach der Geburt Christi MDCCCXVI. [...] Basel, gedruckt und zu finden bey J. Heinrich von Mechel, in der Steinen-Vorstadt, und im Buchladen Nro. 1551 an der Eisengass, nächst der Post.
- Republikanischer Kalender [1832–] 1854
 Der Republikanische Kalender. Auf das Jahr 1854. Dreiundzwanzigster Jahrgang. Druck und Verlag: Hegners Buchdruckerei in Winterthur. In Kommission bei Hr. C. Studer Buchbinder und Papierhändler in Winterthur.
- Schreib-Kalender [1722–] 1764
 Neuer und richtiger Schreib-Kalender, Auf das Jahr nach der heylsamen Geburt unsers Herrn und Heylands Jesu Christi, 1764. Samt den Jahrmärkten und Prac-tica etc. Gedruckt zu Zug, bey Johann Michael Blunschi.
- Thurgauer Volksfreund [1828–] 1829, 1832, 1835, 1838, 1842
 Der Thurgauer Volks-freund, auf das Jahr 1829, [...] In Frauenfeld zu haben bei Johannes Kolb, Buchbinder.
- Thurgauer Volkskalender s. Thurgauer Volksfreund
 Zürcher-Kalender s. Jährlicher Haus-Rath
 Zürcher-Kalender s. Jährlicher Haus-Rath

B. Übrige gedruckte Quellen und Sekundärliteratur

- AaTh-Äntti Amatus Aarner u. Stith Thompson: The Types of the Folktale. A Classifi-cation and Bibliography. 2 vol. Second Revision. Helsinki: Academia Scientiarum Fennica, 1961 (=FFCommunication 184).

- Baumann, Walter: Kalender-Geschichten. Erbauliches und Beschauliches, Trauriges und Schauriges, Gereimtes und Ungereimtes aus Jos. Lindiners «Järllichem Hauss-Rath» und David Bürklis Züricher Kalender. Zürich: Orell Füssli, 1975.
- Baumgärtner, Alfred Clemens (ed.): Lesen – Ein Handbuch. Lesestoff, Leser und Leseverhalten, Lesewirkungen, Leseerziehung, Lesekultur. Hamburg: Verlag für Buchmarktforschung, 1974.
- Baumgärtner, H.[einrich]: Ein Blick auf die Schule und die Schulbestrebungen im Kanton Zug am Ende des letzten und im Anfang unseres Jahrhunderts. In: Zuger Neujahrsblatt für das Jahr 1896. Zug: Buchdruckerei Rey & Kalt, 1896, 3–37.
- Böning, Holger: Heinrich Zschokke und sein «Aufrichtiger und wohlerfahrener Schweizerbote». Die Volksaufklärung in der Schweiz. Bern/Frankfurt a.M./New York: Peter Lang, 1983 (= Europäische Hochschulschriften, Reihe I, Deutsche Sprache u. Literatur; Bd. 563).
- Bott, Jakob: Die Einführung des neuen Kalenders in Graubünden. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte dieses Landes. Leipzig: Wilhelm Engelmann, 1863.
- Brunold-Bigler, Ursula: Quellenkritische Studie zu Arnold Büchlis Volkserzählungssammlung «Mythologische Landeskunde von Graubünden». In: Bündner Monatsblatt (1985) 221–264.
- Büchli, Arnold: Mythologische Landeskunde von Graubünden. Ein Bergvolk erzählt. Bd. 1. Zweite, erweiterte Auflage mit einer Einleitung von Ursula Brunold-Bigler. Disentis: Desertina, 1989.
- Chartier, Roger: Lesewelten. Buch und Lektüre in der frühen Neuzeit. Aus dem Französischen von Brita Schleinitz u. Ruthard Stäblein. Frankfurt a.M./New York: Campus, 1990 (= Historische Studien; Bd. 1).
- Chartier Roger, (ed.): La correspondance. Les usages de la lettre au XIX^e siècle. Paris: Fayard, 1991.
- Diebold, Bernhard: Der letzte Grossvater. Eine Geschichte. Zürich/Leipzig: Morgenarten-Verlag, 1939.
- Eder Matt, Katharina: Bauernschwänke in deutschschweizerischen Volkskalendern des 19. Jahrhunderts. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 85 (1989) 85–102.
- Eisenstein, Elizabeth L.: The Printing Press As an Agent of Change. Communications and cultural transformations in early-modern Europe. 2 vol. Cambridge/London/New York/Melbourne: Cambridge University Press, 1979.
- EM I–VI Enzyklopädie des Märchens. Handwörterbuch zur historischen und vergleichenden Erzählforschung. Edd. Kurt Ranke/Rolf Wilhelm Brednich. Bisher 6 Bde. (A–Hy). Berlin/New York: Walter de Gruyter, 1977–1990.
- Engelsing, Rolf: Zur Sozialgeschichte deutscher Mittel- und Unterschichten. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, ²1978 (1973) (= Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft; Bd. 4).
- Foucault, Michel: Die Ordnung der Dinge. Aus dem Französischen von Ulrich Köppen. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, ⁹1990 (1974) (= stw 96).
- Franz, Johann Friedrich: Meine Schulen. Zum Besten derselben dargestellt, von Johann Friedrich Franz, evangelischer Pfarrer in Mogelsberg, Kanton St. Gallen. St. Gallen: Huber und Compagnie, 1828.
- Geiser, Karl: Wie die gesetzgebenden Räte der helvetischen Republik den Kalender verbesserten. In: Berner Taschenbuch, 38./39. Jg. (1889/90). Bern: Hydegger & Baumgartner, 1890, 191–217.
- Glück, Helmut: Schrift und Schriftlichkeit. Eine sprach- und kulturwissenschaftliche Studie. Stuttgart: Metzler, 1987.
- Goody, Jack: The domestication of the savage mind. Cambridge/London/New York/Melbourne: Cambridge University Press, 1977.
- Heidegger, Gotthard: Mythoscopia Romantica: oder Discours Von den so benannten Romans, Das ist/Erdichteten Liebes-Helden- und Hirten-Geschichten: Von dero Ursprung/Einrisse/Verschiedenheit/Nutz- oder Schädlichkeit: Samt Beantwortung aller Einwürffen/ und vielen besonders Historischen/ und anderen anmühtigen Remarques. Verfasset von G. H./V.D.M. Zürich bey David Gessner. 1698.

- Hess, Johann W.: Geschichte des Schulwesens der Landschaft Basel bis 1850. In: Beiträge zur vaterländischen Geschichte. Herausgegeben von der Historischen und Antiquarischen Gesellschaft zu Basel, Bd. XIV (1896). Basel: Verlag von Georg & Cie., 1896, 123–304.
- Hörning, Karl H.: Vom «eigensinnigen» Umgang mit Technik. Auf der Schwelle zur Industrialisierung des Privatlebens? In: Neuer Zürcher Zeitung Nr. 24 vom 30.1.1991, 65.
- Illich, Ivan: Von der Prägung des Er-Innerns durch das Schriftbild. Überlegungen zur *Arche Noah* des Hugo von St. Victor. In: Aleida Assmann/Dieter Harth (edd.): Mnemosyne. Formen und Funktionen der kulturellen Erinnerung. Frankfurt a.M.: Fischer, 1991 (= Fischer Wissenschaft 2980) 48–56.
- Joisten, Charles: Contes populaires de Dauphiné. Tome II. Nouvelles ou contes réalistes; contes d'animaux; contes énumératifs et randonnées; contes facétieux et anecdotes. Grenoble: publication du musée dauphinois éditée par la ville de Grenoble, 1971 (= documents d'ethnologie régionale; vol. 2).
- Kaufmann, Barbara: Lebenserinnerungen einer hundertjährigen Toggenburgerin. Nach ihren mündlichen Mittheilungen aufgezeichnet von Dr. M.[aurus] [Karl] A.[ugust] Feierabend. In: Illustrierter Kalender für die Schweiz. 1851. St. Gallen: Scheitlin und Zollikofer, [1850] 150–162.
- Klinke, Willibald, und Iso Keller: Johann Jakob Treichler. Ein Lebensbild. Hg. von Adolf Streuli, a. Regierungsrat. Zürich: Schulthess & Co., 1947.
- Merkens, Heinrich: Was sich das Volk erzählt. Deutscher Volkshumor. Gesammelt und nacherzählt von H. M. Jena: Hermann Costenoble, o. J. [21895] (1892).
- Meyer, Friedrich: Jugenderinnerungen eines alten Zürchers (1833–1842). In: Neujahrsblatt auf das Jahr 1910. Zum Besten des Waisenhauses in Zürich, 73. Stück (Als Fortsetzung der Neujahrsblätter der Chorherrenstube No. 132). Zürich: Kommissionsverlag Fäsi & Beer, 1910.
- Moser-Rath, Elfriede: «Lustige Gesellschaft». Schwank und Witz des 17. und 18. Jahrhunderts in kultur- und sozialgeschichtlichem Kontext. Stuttgart: Metzler, 1984.
- Muchembled, Robert: Die Erfindung des modernen Menschen. Gefühlsdifferenzen und kollektive Verhaltensweisen im Zeitalter des Absolutismus. Aus dem Französischen von Peter Kamp. Reinbek bei Hamburg: Rowolt, 1990 (= Rowolts Enzyklopädie; Kulturen und Ideen; 510).
- Nänny, Max: Literatur und Hirnfunktionen. Der Modernismus als Ausdruck eines Hemisphärenwechsels. In: Neue Zürcher Zeitung Nr. 69 vom 23./24.3.1991, 65–66.
- Neumann, Siegfried (ed.): Volksschwänke aus Mecklenburg. Aus der Sammlung Richard Wossidlos. Berlin/Ost: Akademie-Verlag, 1963 (= Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin; Veröffentlichungen des Instituts für deutsche Volkskunde; Bd. 30).
- Petrat, Gerhardt: Der Kalender im Haus des Illiteraten und Analphabeten: seine Inanspruchnahme als Lebenshilfe vor Beginn der Aufklärung. In: Wolfgang Brückner/Peter Blickle/Dieter Breuer (edd.): Literatur und Volk im 17. Jahrhundert. Probleme populärer Kultur in Deutschland. Teil II. Wiesbaden: Harrassowitz, 1985 (= Wolfenbütteler Arbeiten zur Barockforschung; Bd. 13) 701–725.
- Petrucci, Armando: I percorsi della stampa da Gutenberg all'«encyclopédie». In: Pietro Rossi (ed.): La memoria del sapere. Forme di conservazione e strutture organizzative dall'antichità a oggi. Rom/Bari: Laterza, 1990, 134–164.
- Postman, Neil: The Disappearance of Childhood. New York: Delacorte Press, 1982.
- Richter, Dieter: Das fremde Kind. Zur Entstehung der Kinderbilder des bürgerlichen Zeitalters. Frankfurt a.M.: S. Fischer, 1987.
- Sauder, Gerhard: Die Bücher des Armen Mannes und der Moralischen Gesellschaft im Toggenburg. In: Buch und Sammler. Private und öffentliche Bibliotheken im 18. Jahrhundert. Heidelberg: Winter, 1979, 167–186.

- Schenda, Rudolf: Volk ohne Buch. Studien zur Sozialgeschichte der populären Lese-
stoffe 1770–1910. Frankfurt a. M.: Klostermann, ³1988 (1970).
- Ders.: Alphabetisierung und Literarisierungsprozesse in Westeuropa im 18. und 19.
Jahrhundert. In: Ulrich Herrmann (ed.): «Das pädagogische Jahrhundert».
Volksaufklärung und Erziehung zur Armut im 18. Jahrhundert in Deutschland.
Weinheim/Basel: Beltz, 1981, 154–168.
- Schmitt, Wolfgang: Die pietistische Kritik der «Künste». Untersuchung über die Ent-
stehung einer neuen Kunstauffassung im 18. Jahrhundert. Diss. phil. I, Köln, 1958.
- Schön, Erich: Der Verlust der Sinnlichkeit/oder die Verwandlung des Lesers. Men-
talitätswandel um 1800. Stuttgart: Klett-Cotta, 1987 (= Sprache und Geschichte;
Bd. 12).
- Schulte, Regina: Das Dorf im Verhör. Brandstifter, Kindsmörderinnen und Wilderer
vor den Schranken des bürgerlichen Gerichts. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt,
1989.
- Schulthess, Johannes: Schweizerischer Kinderfreund. Ein Lesebuch für Bürger- und
Volksschulen. In der Schweiz, 1808. [²1809, ³1812, ⁴1820, ⁵1823, ⁶1825, ⁷1827, ⁸1829,
⁹1831, ¹⁰1834, ¹¹1846]
- Schwartz, Erwin: Der Leseunterricht. I. Wie Kinder lesen lernen. Braunschweig:
Georg Westermann, 1964 (= Westermann Taschenbuch S 4a).
- Senn, Jakob: Ein Kind des Volkes. Schweizerisches Lebensbild. Aus dem Nachlass
herausgegeben von O.[tto] Sutermeister. Bern: Rud. Jenni (Heinrich Köhler), o.J.
[1888].
- Spörry, Hans: Mein Lebenslauf. Als Manuskript gedruckt. 2 Bde. I. Buch. Zürich:
Buchdruckerei H. Rütschi, 1924.
- Steinmüller, Johann Rudolph: Lesebuch zur Bildung des Herzens und Übung der
Aufmerksamkeit für Kinder in mittlern Klassen, zum Bessten der vaterländischen
Jugend herausgegeben. Glarus: bey Kaspar Freuler, Buchbinder, 1794. [⁴1804]
- Ders.: Beschreibung der schweizerischen Alpen- und Landwirtschaft, nach den ver-
schiedenen Abweichungen einzelner Kantone. Bd. 1, welches die Alpen- und
Landwirtschaft des alten Kantons Glarus enthält. Winterthur: Steinerische Buch-
handlung, 1802.
- Tanner, Bartholome: Speicher, im Kanton Appenzell. Versuch einer geographi-
schen, historischen und statistischen Beschreibung der Gemeinde seit dem ersten
Kirchenbau bis auf die Gegenwart (1614–1850). Trogen: Druck J. Schläpfer, 1853.
- Tanner, Conrad: Schulbriefe aus den Bergkantonen, nebst einer Anleitung zum
Briefschreiben. Einsiedeln: Benziger u. Eberle, 1813.
- Thalmann, J.H.: Das Landleben im mittlern Thurgau während der ersten Hälfte des
19. Jahrhunderts. Kulturgeschichtliche Erinnerungen von J.H.T. In: Thurgauische
Beiträge zur vaterländischen Geschichte. Hrsg. vom historischen Verein des
Kantons Thurgau. Frauenfeld, 45. H. (1905) 52–118.
- Thompson, Stith: Motif-Index of Folk-Literature. A classification of narrative ele-
ments in folktales, ballads, myths, fables, mediaeval romances, exempla, fabliaux,
jest-books and local legends. 6 vol. Helsinki: Academia Scientiarum Fennica,
1932–1936 (= FFCcommunication 106–109, 116, 117)
- Tobler, Alfred: Der Appenzeller Witz. Eine Studie aus dem Volksleben. St. Gallen:
Fehr'sche Buchhandlung, 1902.
- Tobler, Titus (ed.): Pfarrer Matthias Bänziger. In: Appenzellisches Monatsblatt Nr. 11
(1832) 161–176 u. Nr. 12 (1832) 179–190.
- Tomkowiak, Ingrid: Curiöse Bauer-Historien. Zur Tradierung einer Fiktion. Würz-
burg: Druck Richard Mayr, 1987 (= Veröffentlichungen zur Volkskunde und Kul-
turgeschichte; 22).
- Voigt, Friedrich: Zur Literarisierung des Kalenders. Am Beispiel des Rastatter
Kalenders im Ausgang des 18. Jahrhunderts. In: Akten des VI. Internationalen
Germanisten-Kongresses. Basel: Peter Lang, 1980, 76–84.
- Zeller, Karl August: Die neuesten Briefe aus der Schweiz, in das väterliche Haus
nach Ludwigsburg; nebst einem Gemälde des Bergsturzes am Rigi und Lauwer-
zer-See. 2 Bde. München: E.A. Fleischmann, 1807.

Zimmermann, Johann Georg: Von der Ruhr unter dem Volke im Jahre 1765, und denen mit derselben eingedrungenen Vorurteilen, nebst einigen allgemein Ausichten in die Heilung dieser Vorurtheile. Zürich: Füessli und Compagnie, 1767.
 Zustand 1838 – Übersicht des Zustandes der Schulen Graubündens, reformierten Theiles, in und nach dem Jahre 1829. Auf Veranstaltung des Löbl. Schulvereins. Chur: gedruckt bei der Benedict'schen Buchdruckerei, 1838.

Anmerkungen

- ¹ In der Hauptsache waren es die Kalendersammlungen der Bibliothek des Schweizerischen Instituts für Volkskunde in Basel, der Bibliothek des Schweizerischen Landesmuseums in Zürich und der Zentralbibliothek Zürich, die ich bei dieser Arbeit benutzte.
- ² Ebenso schreiben Johann Jakob Treichler (1822–1906): «Aber unsere Hausbibliothek bestand bloß aus einer großen, alten, messingbeschlagenen Bibel und ein paar alten Kalendern und Gebethbüchern. Die Kalender habe ich immer und immer wieder gelesen.» (Klinke/Keller 1947, 14) und Bernhard Diebold: «Neben den Kirchengesangsbüchern der Familie, einer erstaunlich dicken Bibel und einer frommen Schrift «Vom seligen Leben und vom seligen Tod» fand sich da eine Sammlung von etwa dreißig gelben Bürkli-Kalendern, von denen jeder genug Lektüre für ein Jahr zu bieten hatte.» (Diebold 1939, 36)
- ³ Helvet. Archiv in Bern, Bd. 1426, No 53. Vgl. dazu den Bericht des Ludwigsburger Karl August Zeller über seine Reise nach Appenzell (Kt. Appenzell Innerrhoden): «Denn der Unterricht der bisher in den meisten Schulen ertheilt ward, was war er anders als eine elende langweilige Anweisung zum Buchstabieren und Lesen, wozu man sich außer dem obengenannten ABC Buche, eines hier allgemein beliebten und wegen seines hohen Alterthums höchst schätzbares Büchleins, die *Kreuzschule* [V. Vudrian] betitelt, auch aufgefundenen Zeitungsblätter und abgedankter Kalender bediente. Dieß ist der Büchervorrath, den man hier verbunden mit dem Zürcher Katechismus und der Bibel N. Testaments in den hiesigen Schulen findet, und welche der Appenzeller Landmann nicht gern aus seiner Schule verdrängen läßt, sollte auch ein sonst würdiger braver Mann ihm ein weit besseres Buch als die erstgenannten darbringen wollen.» (Zeller 1807, 322)
- ⁴ Anlässlich der Debatte im Senat über den Antrag Johann Konrad Enz vom 23. Juni 1798 im grossen Rat der Helvetischen Republik, den alten Kalender in denjenigen Gegenden, wo er noch üblich sei, abzuschaffen, damit überall der neue gelte (Geiser 1890, 197–198).
- ⁵ Vgl. Hörning 1991, 65: «Lange Zeit war der Absatz von Personalcomputern für den *privaten Gebrauch* schleppend. Jeder sollte zwar ein solches Gerät haben, doch die *Anwendungsvorschläge* wie Bankkonten führen, Rezepte speichern waren ziemlich uninteressant. Daraufhin wurde der *Unterhaltungs- und Spielwert* des PC herausgestrichen. Doch auch dieser wurde weit überschätzt. Was den Durchbruch brachte, war die Einbindung des Computers in das *gesellschaftliche Fortschrittsmodell*. Nachdem die pädagogische Norm der «computer literacy», das heisst des «*Computers als Kulturtechnik*», etabliert war, stieg der Absatz der elektronischen Rechner rasant an. Empirische Untersuchungen zeigen deutlich, dass die hervorstechende Absicht bei der privaten Nutzung des Computers heute darin liegt, *zu lernen, wie man mit einem solchen Instrument umgeht*. Es dominierte das Interesse, am hochbewerteten Wissens- und Technikfortschritt teilzuhaben.» (Hervorhebung im Original)
- ⁶ Zu diesem bekannten Schwank vom «geretteten Rezept» (AaTh 1689 B) vgl. Moser-Rath 1984, 245 u. 357 (Anm. 83), die eine fast gleichlautende Version aus dem Jahre 1673 (Der / Überaus lustige und / kurtzweilige / Scheer-Geiger, / [...] 2. Teile. O.O., 1673, Nr. 63) wiedergibt, die Vorlage unseres Textes sein könnte.

- ⁷ Vgl. auch Nützlicher Hilfs- und Noth-Kalender 1805; Der erzählende Schafhauser Kalender 1816; Neuer Haus-Kalender, Luzern 1834 u. Bündner Kalender 1847.
- ⁸ Vgl. dazu die selbstbewusste Antwort des Bauern in der mündlichen Variante Büchlis (wie Anm. 10).
- ⁹ Vgl. auch Tobler 1902, 78: «Ein Appenzeller wurde in Rheineck an den Pranger gestellt. An der Brust war ein Zeddel angeheftet, auf welchem sein Vergehen geschrieben stand. Unter vielen Zuschauern drängte sich auch ein Weib hinzu, ihn und seine Schrift anstarrend. «Chascht lese?» fragte er sie. Sie verneinte das. «So mach daß-d' fortchonnst, dass die Lüüt, wo lese chönid, Blatz überchönd!» (1829)».
- ¹⁰ Vgl. Schenda 1970, 57; EM I, 483–484 («Anphabetenschwänke» von E. Moser-Rath); Brunold-Bigler 1985, 258–259 u. Moser-Rath 1984, 243, 355 (Anm. 63) mit Nachweisen von Ernst Wolgemuth: 500 Frische und vergöldete Haupt-Pillen. [...]. 1669, 22 (Nr. 64); Neuaussgebutzter, Kurtzweiliger Zeitvertreiber 1685, 48; Georg Christoph Ruckard: Die Lachende Schule [...]. Halle: Joh. Andr. Schener, 1736, Nr. 36. In einer mündlichen Version («Der Pfarrer und das Bäuerlein») fällt die Antwort des ertappten Bauern viel selbstbewusster aus: «Daß en gärächte Gott im Himmel ischt, weis î; und das Chääs und Brod für Hunger ischt, weis i au.» (Büchli 1989, 402)
- ¹¹ Vgl. auch Moser-Rath 1984, 243, 355 (Anm. 64) mit einer früheren Variante von Julius Wilhelm Zingref/Johannes Leonhard Weidner: Teutscher Nation Denkwürdige Reden. Apophthegmata Genandt Anderer Theil. [Amsterdam: Ludwig Elzevier, 1653], 34: «Johann Badius sasse in einem Gelach bey Bawersleuten, die begehrten, dass er sie ihren Namen schreiben lernte, das thet er also: Wann ihr einen Thaler, sagt er, anschreiben wolt, so macht ein O. Ja, sagten sie. Wann ihr zehn schreiben wolt, so macht ihr ein X. Ja, sagten sie. Beyde, sagte er, das O und X zusammen, so kommt ewer Nam herauß: OX.»
- ¹² Ebenso Der lustige Schweizer 1795 (Drach/Lindwurm); Der lustige Schweizer 1797 u. Neuer Haus-Kalender, Luzern 1829 (Drach/Lindwurm, ohne Hinweis, dass der Bauer nicht lesen kann); vgl. auch Moser-Rath 1984, 244, 356 (Anm. 76), mit zahlreichen Nachweisen u. a. von O. Melander: Jocorum Atque Seriorum [...] Teil I. 1604, 229 (Nr. 291); Julius Wilhelm Zingref/Johann Leonhard Weidner: Teutscher Nation Apophthegmatum [...]. Vierter Teil. Amsterdam: Ludwig u. Daniel Elzeviern, 1655, 153; ebenso Tomkowiak 1987, 85–86 (Urban Dorffgast: Curiöse Bauer-Historien, 1709, 21–22).
- ¹³ Vgl. dazu den Artikel «Brief» von Rudolf Schenda in EM II, 784–789 u. Chartier 1991.
- ¹⁴ Ebenso Der lustige Schweizer 1797; Zürcher Kalender 1801; Thurgauer Volksfreund 1835 (Ein Bedienter sieht, wie sein Herr einen Brief zum Fenster rauswirft und bittet ihn darum, da er dem Vater versprochen hat, bald einen Brief zu schicken); Thurgauer Volkskalender 1838 und Neuer Haus-Kalender, Zug 1843 (Ein Husar [!] will keine Adresse auf den Brief schreiben, da sein Herr nicht wolle, «daß jeder Mensch wisse, an wen er schreibt.»); vgl. auch EM II, 787–789 («Brief») Anm. 22 u. 26. In einem Briefsteller für die Schule heisst es am Schluss: «Bemerken mag man indessen schon dem Knaben, daß Alles, *zu viel* und *zu wenig* in diesem Stücke ein grober Fehler ist. Es fällt ihm bald auf, – [...] Dass es zu unbestimmt wäre: Dieser Brief zukomme dem Herrn Wachtmeister *Dolder*, bey der *rußischen Armee*. Daß es überflüssig wäre: An mein *liebes Brüderlein*, Joseph Grundbirn, in Luzern. [...] Man belache meinewegen derley Warnungen für Vernünftige; vergesse aber dabey nicht, dass es manche Unvernünftige oder Unerfahrene von diesem Schlage gab, und giebt. –» (Tanner 1813, 305–306)
- ¹⁵ Ebenso Gemeinnütziger Haus-Kalender 1866 («Zu einem bekannten Optikus in Bern kam vor nicht langer Zeit ein Mannli vom Land und verlangte eine Brille zu kaufen.»). Der Text stimmt teilweise wörtlich mit einer Variante in Urban Dorffgast: Curiöse Bauer-Historien, 1709, 18–19 überein; vgl. Tomkowiak 1987, 82–83. Vgl. auch Schenda 1970, 57; EM I, 482–484 (wie Anm. 10) mit zahlreichen

- Belegen u. Moser-Rath 1984; 243, 289 (Anm. 85), 291 (Anm. 115) u. 355 (Anm. 62). Der Schwank ist auch in zahlreichen mündlichen Varianten belegt (AaTh 1331 A*, Mot. J 1748), u.a. bei Merkens 1895; 89 (Nr. 106): «[...] Als nun einer davon [von den berühmten Professoren] dem Schneider eine neue Brille aufsetzte und ihn alsdann fragte, ob er denn jetzt die Buchstaben unterscheiden könne, erwiderte dieser: «Enä, noch immer nit, ävver vileex [= vielleicht] mie Broder; dä kann lese.»»; Neumann 1963, 43 (Nr. 145): «[...] Dor fröggt de Optiker em, ob he oewerhaupt ok läsen kann. – «Nee, wen ick läsen künn, brukt ick jo keen Brill. Sehn kann ick so.» u. Joisten 1971; 245 (Nr. 168): «[...] – Dié foutre! Si de sayins lire, de n'aurais pas besoin de voutron lionettes!»
- ¹⁶ Vgl. Eder Matt 1989, 97–98, 102; zu den mündlichen Varianten vgl. u.a. Neumann 1963, 124 (Nr. 445).
- ¹⁷ Ebenso Neuer Haus-Kalender, Luzern 1814 u. Neuer Haus-Kalender, Zug 1831; vgl. auch Moser-Rath 1984, 407–408 («Aktendreschen») u. 458, mit Belegen u.a. von Julius Wilhelm Zingref und Johann Leonhard Weidner: Teuter Nation Denckwürdige Reden, Apophthegmata Genandt. Anderer Theil. [Amsterdam: Ludwig Elzevier] 1653, 69, u. Ernst Wolgemuth: 500 Frische und verguldete Haupt-Pillen, [...] O.O., o.V., 1669, 65 (Nr. 47); ebenso Tomkowiak 1987, 105–107.
- ¹⁸ Vgl. Neuer Haus-Kalender, Zug 1823; Thurgauer Volks-Freund 1828; Tobler 1902, 92 u. Moser-Rath 1984, 120, 316 (Anm. 75), mit zahlreichen Nachweisen aus dem 17. Jahrhundert.
- ¹⁹ Vgl. auch Jährlicher Haus-Rath 1779 («Die uneingebundene Jungfer»): «Ein junger Mensch führte eine artige Buchbinders-Tochter durch ein Gedränge; er ergriff daher ihren Ermel, und zog sie fort. Ein guter Bekannter von ihm sagte: «Nimm dich in Acht, daß du den Einband nicht herunterreißest!» Der andre versetzte: «Das thut nichts, sie gefällt mir ohnedem uneingebunden am besten.»
- ²⁰ Ebenso Hinkender Bott, Bern 1801 u. Der hinkende Bott von Vivis 1802; vgl. auch Schenda 1970, 51–52.
- ²¹ Wie mächtig diese Todesdrohung auch noch in der Erinnerung ist, belegen die Kindheitserinnerungen des Zürchers Friedrich Meyer (* 1829): «Als Lehrmittel hatten wir in dieser [3.] und zum Teil in den folgenden Klassen den «Schweizerischen Kinderfreund» (erschieden 1808) und das «Winterthurer Lesebuch» von 1791. Auch hievon wurde kein neues Exemplar für mich angeschafft, sondern alte Erbstücke hervorgesucht und zum Teil neu gebunden, der «Kinderfreund» z.B. mit rot marmoriertem Papier überzogen, was sehr schön war. Das kleine Büchlein hat auf etwa 300 enggedruckten Seiten einen sehr mannigfaltigen Inhalt. Den ersten Teil bildeten «Erzählungen zur Beförderung guter Gesinnungen und zur Schärfung des Verstandes», die unter die Rubriken: Nutzen des Schulunterrichts, Aberglaube, törichte Furchtsamkeit, Ordnungsliebe, Reinlichkeit, «das Gegenteil» usw. eingereiht waren. Die allererste Erzählung bewies, wie notwendig es sei, in die Schule zu gehen, am Schicksal eines Knechtes, der spanisches Fliegenpulver nicht als Pflaster, sondern als innerliche Medizin verwendete und daran starb, weil er die Vorschrift des Arztes über den Gebrauch nicht lesen konnte.» (Meyer 1910, 14)
- ²² Vgl. auch «ABC für Weiber» (Neuer Hauskalender, Zug 1841) mit den beiden Zeilen für den Buchstaben «F»: «Für Weiber taugt die Feder nicht: Oft spritzt sie Dinte ins Gesicht.» u. «Göldenes A.B.C.» (Jährlicher Haus-Rath 1780)
- ²³ Schon der hl. Antonius von Florenz [= Antonino Pierozzi] (1389–1459) hat in einem «Alphabetum malarum mulierum» einen ganzen Katalog weiblicher Schmähungen vorgelegt; vgl. Moser-Rath 1984, 105 u. 310 (Anm. 27).
- ²⁴ Vgl. auch Bündner Kalender 1851.
- ²⁵ Ebenso Neuer Haus-Kalender, Luzern 1831 («Weibliche Bosheit.»), wo die Geschichte im 16. Jahrhundert in Augsburg angesiedelt ist und keinerlei Hinweise auf negative Folgen für die junge Frau des Druckers hat. Die neue «Druckvariante» wird in dieser Geschichte explizit vorgeführt («[...] und mit Schrecken

lasen alle christlichen Ehemänner: «und er soll dein Narr seyn.») und muss nicht durch den Leser erschlossen werden.

²⁶ Zitiert nach Eder Matt 1989, 95–96; vgl. auch Tomkowiak 1987, 46.

²⁷ Ebenso Neuer Haus-Kalender, Luzern 1832.

²⁸ «Ein Appenzeller-Junge sollte dem Pfarrer den Spruch hersagen: So wenig ein Mohr seine Haut ändert, und ein Parder seine Flecken etc., welches er auf folgende Weise that: So wenig ein Mohr seine Haut ändert und ein *Pfarrer* seine Flecken etc.» (Thurgauer Volksfreund 1832)

²⁹ Vgl. ebenso Zürcher Kalender 1817.

³⁰ Zur pietistischen Fiktionskritik im Zeitalter des Rationalismus vgl. Schmitt 1958, 22–28 u. Martens 1989, 76–181.

³¹ Vgl. ebenso Zürcher-Kalender 1836 («Über das Lesen von Romanen.») u. Der Schweizerische Dorfkalender 1859 («Der Korberfritz.»), wo der Vater «meinte, Buch sei Buch, man könne in jedem etwas Gutes lernen, was druckt sei, müsse gut und wahr sein», hoffend «wenn Fritz brav lese und dann genug gelesen habe, so müsse es ihm egal sein, dann das Examen als Pfarrer oder Doktor, oder sogar als Agent zu bestehen».

³² Vgl. Bott 1863, 6–7 u. Petrat 1985: 703, wo der Kalenderschreiber M. Freud sich 1652 bitter darüber beklagt, dass man sich nach schlechten Wetterprognosen gelüsten lässt, «den armen Calender auff den Boden zuschmeißen weil man sich anderer Gestalt an dessen Werckmeister nicht rechnen kan.» (M. Freud: Alter vnd Newer Haupt-Calender/ [...] 1652). In diesem Beispiel ist die Rache am Kalender «Ersatzhandlung» und gilt dem Kalenderschreiber.

³³ Ebenso Nützlicher Calender 1816.

³⁴ Vgl. EM 4, 1105–1111 («Fiktionalität» von Natascha Würzbach), hier 1106.

³⁵ Ebenso Der Zürcher-Kalender 1817 («Die Standeserhöhung»).